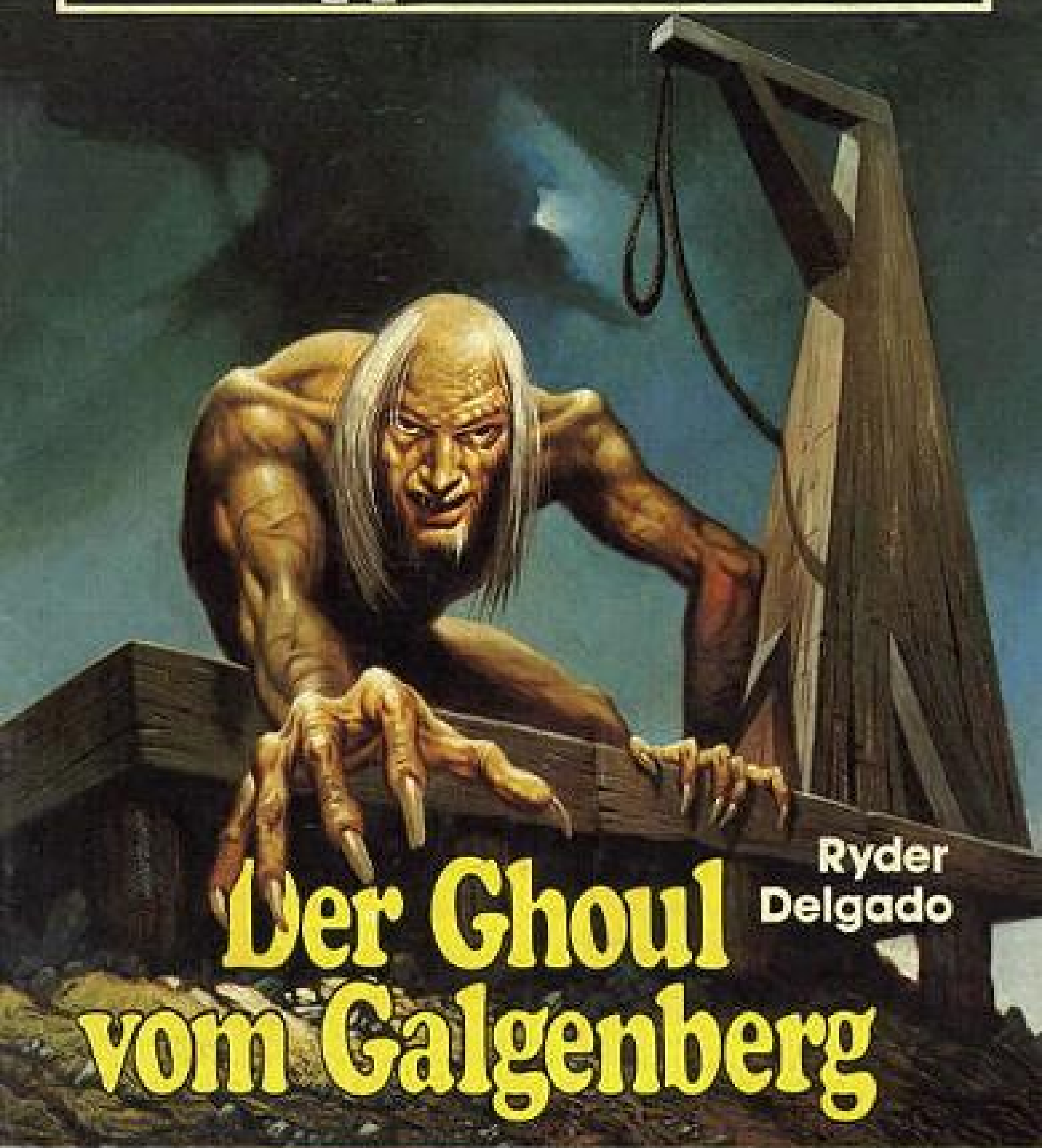
1,60 DM / Band 101
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

BASTEI

Neuer Roman

Damona King

Eine Frau gegen Geister und Dämonen



Belgien F 35 / Frankreich F 5.- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2.- / Schweden kr 5.- Lm. / Spanien P 80



Der Ghoul vom Galgenberg

Damona King Nr. 101

Teil 4/4

von Martin Eisele

erschienen am 25.12.1982

Titelbild von Ugurcan Yüce

Der Ghoul vom Galgenberg

Sie steckten in der Klemme, denn die Feinde waren vor und hinter ihnen!

Vor der einsamen Station in der Todeszone des Himalaya-Massivs kamen die Höllenengel der Schwarzen Familie! In einer weit auseinander gezogenen Linie rasten Hunderte der nackten, geflügelten Teufelinnen über die weiten Schneeflächen auf sie zu! Kirgaal-Chan, ihr Fürst, kommandierte sie persönlich. Hinter Damona King und Mike Hunter, im niederen Schott-Eingang der Station, war es nur eine einzelne Person, die sie bedrohte. Aber die drückte Damona die Mündung einer durchgeladenen Maschinenpistole gegen den Hals. Damona stand genauso steif, wie es die brüchige Stimme befohlen hatte. Sie schwitzte Blut und Wasser. Mike ging es kaum besser.

Noch ein paar Sekunden, dann waren die ersten Teufelinnen heran! Da hämmerte die MPi los, und Damona spürte nur noch, wie etwas in ihr Gehirn einschlug…

Ohne einen Laut kippte Damona nach vorn. Wütende Schmerzen explodierten in ihrem Schädel, vergingen aber gleich darauf wieder, und noch im Fallen begriff sie, daß sie nicht tot war.

Nicht die Kugeln der MPi waren ihr ins Gehirn gefahren, sondern ein geistiger Schlag. Wie ein lästiges Insekt wurde sie davon aus dem Weg geräumt.

Mike Hunter stürzte ebenfalls. Und die Person, die hinter ihnen stand, feuerte auf die Höllenengel. Tödlich waren diese normalen Kugeln für die Bestien nicht, aber wenn sie die dünnen, ledrigen Flügel durchschlugen, sorgten sie immerhin für Verwirrung, und die geordnete Angriffsformation geriet kurz durcheinander.

Das bekam Damona alles noch irgendwie am Rande mit. Der Aufprall im Schnee kam gleich darauf. Glücklicherweise hatte sie lange genug Fallübungen gepaukt. Ihre Reaktion hatte durch den telekinetischen Schlag auch nicht gelitten! So fing Damona die härteste Wucht des Sturzes mit den Unterarmen ab. Noch immer hielt sie ihre Luger in der Faust, und sie dachte auch nicht daran, sie loszulassen. Schnee stäubte pulverig hoch, Damona rollte ab, warf sich geschmeidig herum und wollte auf den Feind in der Station anlegen…

Eine grauenhafte Ahnung sagte ihr, wer dieser Feind war…

Da fiel der Schatten über sie, ruckartige Bewegungen entstanden!

Bewegungen, die so schnell waren, daß sie sie kaum sah! Eine krallenförmige Hand zuckte herunter und riß ihr die Luger aus der Faust!

Alles ging so blitzartig, daß Damona kaum Einzeleindrücke mitbekam. Alles verschmolz ineinander: Das Spritzen des Schnees, dieser Schatten, das Geschrei der Höllenengel, das Flattern der großen Schwingen…

Aber das Hämmern der MPi war verstummt.

Damona schüttelte die Benommenheit wütend ab, blieb in Bewegung und sah endlich, wer ihr die Luger abgeknöpft hatte. Kein Höllenengel, sondern eine Frau, die sie nur zu gut kannte – schmal, schlank, mit braunen Haaren, die ihr verfilzt und strähnig um das totenbleiche, ausdruckslose Gesicht hingen.

Leila Sheffielt-Rouven! Die Frau, in deren Brust jetzt das steinerne Hexenherz saß. Die Frau, die vom dämonischen Geist der Hexenherz-Präsenz Asyhra beherrscht wurde – auch jetzt noch, über den Tod hinaus!

Mit furchtbar grotesken Bewegungen, abgehackt und ruckartig, zog sie sich wieder ins Innere der Station zurück.

Damona hatte es gewußt. Ja, sie hatte geahnt, wer da hinter ihnen gestanden hat. Die ganze Zeit über war Asyhra in der Station gewesen und hatte nur ihre Phantom-Erscheinungen für sich agieren lassen. Damit hatte sie selbst Kirgaal-Chan, den Fürsten der Höllenengel,

geblufft. Er glaubte, seine ehemalige Geliebte in seiner Gewalt zu haben, nachdem er sie von der Leichenkutsche aus dem Jenseits weggerissen und seinen Höllenengeln übergeben hatte.

Damona federte hoch. Sie sah das Erschrecken, die Verblüffung, die plötzlich in Asyhras Augen aufglühten. Die Hexenherz-Präsenz hatte offenbar nicht damit gerechnet, daß sie sich dermaßen schnell von dem geistigen Schlag erholte. Diese Überraschung nutzte Damona. Mike konnte sie momentan nicht helfen. Stöhnend wälzte er sich herum. Er hatte wesentlich mehr Schwierigkeiten, den heimtückischen Psycho-Schlag zu verdauen. Mit einem jähen Satz stieß sich Damona ab und flog auf ihre dämonische Gegnerin zu.

Asyhra war gehandicapt. In ihrer Linken hielt sie noch die MPi, in der Rechten die Luger. Sie war nicht schnell genug. Damona prallte hart gegen sie. Dieser Angriff warf sie beide zurück durch den schwarzen Eingang der Station. Damona bekam Oberwasser. Sie spannte die Handkanten.

Ihre ganze Wut legte sie in diese Hiebe.

Was hatte ihr die Hexenherz-Präsenz in letzter Zeit an Ärger bereitet!

Die Waffen wirbelten davon, schepperten irgendwo im düsteren Inneren der Station auf den Boden. Ineinander verkrallt folgten Asyhra und Damona. Ein grelles, violettes Leuchten umhüllte den zerbrechlichen Körper der Dämonischen. Damona ließ ihr keine Zeit, sich zu erholen. Sie setzte nach, ignorierte die gefletschten Zähne der Besessenen, landete auf ihr, und der scheußliche Gestank der Gegnerin schlug ihr entgegen…

Da traf sie der neue geistige Schlag. Stechende Schmerzen loderten in Damonas Kopf hoch. Sie stieß einen keuchenden Laut aus, fühlte sich rückwärts fliegen, ihr Schädel prallte auf den Boden. Sie wollte Zeit gewinnen, kroch weg. Gleichzeitig dachte sie verzweifelt an Mike. Noch immer lag er draußen und war den Höllenengeln ausgeliefert. Sie mußte diesen Kampf hier schnell zu Ende bringen, wenn sie ihm noch helfen wollte… Gleichzeitig spürte sie die verstohlenen, kriechenden Bewegungen in ihrem Schädel. Die Hexenherz-Präsenz spielte skrupellos die ganze Macht ihres steinernen Herzens aus und griff mit unsichtbaren Geistfühlern nach ihr …

Packte zu…

Zerquetschte Damonas Gehirn!

Damona sah lodernde Feuerkreise vor den Augen – dann war der Druck verschwunden! Sie hatte nicht bewußt abgeblockt. *Irgend etwas* in ihr hatte dafür gesorgt, daß die Geisterklauen Asyhras abgerutscht waren. Damona war die Tochter einer Hexe. Und ihr Kampfgeist war wieder da, und der Trotz und der Zorn sorgten dafür, daß er auch blieb. Das mußte reichen!

Aber dieser unerbittliche Kampf fand auf zwei Ebenen statt!

Damona mußte sich nicht nur gegen einen körperlich greifbaren Gegner wehren, sondern auch gegen den grausamen Geist, der diesen Gegner leitete. Wer von beiden gefährlicher und tödlicher war, blieb dahingestellt.

Jetzt belauerten sie sich gegenseitig, wobei Damona weiter Distanz zwischen sich und die Besessene brachte.

Asyhra merkte, daß sie mit ihrem psychischen Zugriff nicht weiterkam. »Kriech nur weg, Damona«, kam es rauh und ärgerlich über die aufgeplatzten Lippen der Frau. »Du entkommst mir nicht. In dieser Station sind wir ganz unter uns. Alle anderen Menschen sind tot. Wir können uns in aller Ruhe miteinander befassen.« Ein leises, freudloses Kichern folgte diesen Worten.

»Du vergißt offenbar die Höllenengel und Kirgaal-Chan!«

»Oh, nein.«

Das grelle Leuchten geisterte durch das Halbdunkel, erreichte das äußere und das innere Schott und umfloß sie. Ein metallisches Ächzen wurde laut. Das erste Schott schwang zu. Damona starrte unwillkürlich hin. Draußen wirbelten Schatten mit großen Flügeln, Waffen blitzten auf – die Höllenengel waren da!

Aber Asyhra kam ihnen zuvor! Das Schott schloß sich. Der Metallriegel rastete ein. Gleich darauf wiederholte sich das Ganze beim inneren Schott. Von draußen schlug ein Körper mit großer Wucht dagegen. Ein berstender Hieb war zu hören, dann Schreie, Bewegungen, Flattern, Schritte, die davoneilten.

Und gleich darauf zerplatzten die dicken Glasscheiben in den Seitenwänden. Glassplitter flogen in die Station herein. Zappelnde Klauenhände tauchten in den engen Öffnungen herum, zuckende Finger, tastende Monsterhände, die von faltiger Haut umgeben waren. Schreie gellten in einem infernalischen Tohuwabohu. Fäuste hämmerten gegen die Schotts. Die Höllenengel mußten draußen überall sein, ein gewaltiger Hornissenschwarm, der die ganze Station umgab. Und damit – keine Chance mehr für Mike Hunter!

Asyhra lachte. Sie war völlig Herrin der Situation. Damona schluckte hart. Das Finale begann. Sie spähte durch das Zwielicht, versuchte, irgendwo ihre Luger zu finden.

Aber sie sah die Waffe nicht. Die einzige Waffe, die ihr gegen die Hexenherz-Präsenz genutzt hätte.

Und Asyhra setzte sich jetzt wieder in Bewegung. Sie schien wirklich viel Zeit zu haben. Die Höllenengel, die draußen geiferten und wüteten, beachtete sie gar nicht mehr. Wie eine übergroße Spinne stakste ihr verdrehter, völlig aus der Form geratener Körper heran.

Verdreht und aus der Form deshalb, weil sie seit ihrem Duell mit Damona vor ein paar Tagen kaum mehr einen heilen Knochen im Leib hatte!

Den Sturz aus dem zweiten Stock hatte der menschliche Wirtskörper nicht lebend überstanden. Dem bösen Geist Asyhras jedoch, der sich darin eingenistet hatte, machte das nichts aus. Er bewegte die längst tote Körperhülle weiterhin.

Und die gewaltigen schwarzmagischen Kräfte des steinernen Hexenherzens, das das Lebens- und Machtzentrum Asyhras war, sorgten dafür, daß sie eine höllisch ernst zu nehmende Gegnerin blieb.

Fieberhaft paßte Damona auf.

Sie ließ die Besessene kommen.

Die Augen ihrer Gegnerin schienen im Halbdunkel zu glühen. Wie die eines Raubtiers. Und zwischen den Augen, knapp über der Nasenwurzel – sah Damona das schwarze, blutverkrustete Einschußloch. Grauenhaft…

Das Spektakel der Höllenengel an den Fensteröffnungen vergrößerte sich noch. »Wir kriegen euch!« brüllten die geflügelten, Teufelinnen. »Ergebt euch lieber gleich! Ergebt euch, und wir…« Der Rest des Satzes ging im harten Knall eines Schusses unter, dann hörte Damona einen verzweifelten Schrei. Mike…

Sie konnte ihm nicht helfen. Nicht jetzt. Aber wenn es ihr gelang, Asyhra zu überwältigen, dann würde sie Kirgaal-Chan einen Handel vorschlagen: Mike gegen die Hexenherz-Präsenz.

Damona wußte, daß der Fürst der Höllenengel die Rote Hexe früher einmal abgöttisch geliebt hatte. Aber dann war er von ihr an seine Feinde verraten und in ein Bild verwandelt worden – in ein Bildnis auf der Haut eines Menschen!

Da sprang Asyhra!

Ein gespenstischer Sprung! Ohne einen Schrei auszustoßen! Ihr Körper schnellte sich ab, ein jäher, grotesker Satz, wie eine Spinne!

Ihre Hände spannten sich zu Klauen, hieben nach Damona, wollten ihr die Augen herausreißen. Damona riß ihren Kopf beiseite, wälzte sich weg, entging dem ersten Angriff und wollte kontern!

Die kopflosen, mumifizierten Leichen sah sie im gleichen Augenblick nur ein paar Yards entfernt in der Düsternis liegen! Auch sah sie die großen, schwärzlichen Flecken auf dem Boden, die heruntergebrannten Kerzen, das umgekehrt herum aufgestellte und dadurch entweihte Kruzifix!

Und der dunkle, runde Gegenstand kullerte davon.

Und stieß gegen einen anderen, der nur wenige Zoll neben dem ersten lag.

Damona brauchte keine Hellseherin zu sein, um zu wissen, was das für makabre Gegenstände waren.

Es waren mumifizierte Köpfe! Runzlige Haut präsentierte sich ihr, aufgerissene Augen starrten sie blicklos und kalt an, und sie begriff, daß dies hier eine Opferstätte war! Hier hatte Asyhra ihr grausiges

Beschwörungsritual für die Leichenkutsche aus dem Jenseits abgehalten…

Damona hatte wirklich schon viele Szenerien des Grauens gesehen, aber das hier übertraf doch die meisten davon. Es schnürte ihr buchstäblich den Hals zu. Eine einzige Zehntelsekunde lang war sie abgelenkt.

Das nutzte die Dämonische mit einem zähnefletschenden Knurren aus…

***

Dünn war die Luft in dieser Höhe, und wenn man tief Atem in die Lungen pumpte, dann stach zwar die eisige Kälte hinein, aber man hatte trotzdem nicht das Gefühl, Sauerstoff getankt zu haben.

Mike Hunter vermißte dieses Gefühl gerade jetzt ganz besonders, denn er wußte, daß es für ihn wirklich höchste Zeit wurde. Er mußte wieder klarkommen. Er mußte hoch. Und zurück in die Station.

Hier draußen war er Kirgaal-Chans Höllenbrut hilflos ausgeliefert.

Wie auf einem Präsentierteller. Wenn ihn die Höllenengel erwischten, dann zogen sie ihm die Haut bei lebendigem Leib über die Ohren.

Röchelnd kam Mikes Atem, als er sich verbissen hochstemmte. Die Anstrengung trieb ihm den kalten Schweiß aus den Poren, der jedoch sofort gefror. Eine salzige Schicht überzog sein Gesicht und seinen Nacken. Seine linke Hand grub sich tief in den weichen Schnee. In Mikes markantem Gesicht zuckte es. Die Haut spannte sich über die Wangenknochen, als sei sie verbrüht worden, dabei war es nur der gefrorene Schweiß und der Schnee, der klumpig darauf klebte. Vorhin war er von dem Psycho-Schlag buchstäblich auf die Nase gelegt worden.

Mike Hunter kippte nach rechts hinüber, hörte die wilden Jagdschreie der Höllenengel. Die nackten Dämoninnen verdunkelten den Himmel. Mike begrub seinen rechten Arm unter sich. Und merkte erst jetzt, daß er mit der rechten Hand seine Luger umklammerte.

Das Geschrei der Höllenengel explodierte triumphierend über ihm, er sah die bizarren Schatten auf dem gleißenden Schnee entlangwischen…

Sie waren einfach zu schnell, während er sich wie am Schnee festgeklebt vorkam. Hinter ihm schloß sich das Außenschott der Station mit einem harten und endgültigen Knall. Aus – vorbei!

Das war es wirklich, schon fühlte er sich am Nacken gepackt!

Eiskalte Krallenfinger umspannten seinen Hals, tief bohrten sich schartige, lange Fingernägel in seine Haut, daß kleine Blutstropfen herausquollen, und Mike wurde hochgerissen…

Die weiße Schneefläche raste unter ihm weg, er versuchte, irgendwo

Halt zu bekommen, doch das war unmöglich!
Die Höllenengel hatten ihn!
Sie schleiften ihn mit sich, ließen ihn über blankes, kalt funkelndes Eis rasen, durch Schneeverwehungen und auf puffende Schneewolken…
Mike hielt seine Waffe krampfhaft fest. Momentan nutzte sie ihm zwar nichts, denn er konnte seine Feinde nicht sehen. Aber was nicht war, das konnte ja noch werden. Seine Augen wurden vom Schnee zugeklebt. Eiseskälte erfüllte sein Gesicht. Seine Haut brannte dabei. Ein Schlag folgte dem nächsten, während er sich wirklich wie ein Spielball fürchterlicher Mächte vorkam. Dann ließen sie ihn plötzlich los. Er überschlug sich noch ein paarmal im Schnee und blieb keuchend liegen. Die Luft reichte hinten und vorne nicht, um ihn wieder zu Atem kommen zu lassen. Schreie näherten sich, Schatten…
Mike rappelte sich herum, stieß sich ab. Er lag oberhalb eines leicht geneigten Abhanges. Das leichte Abstoßen genügte, um ihn den Hang hinunterrollen zu lassen. Schmerzen spürte er momentan keine, dazu war er viel zu aufgeregt. Über sich sah er ausschnitthaft drei Höllenengel. Sie verfolgten ihn. Ihre Flügel schlugen kraftvoll.
Dieser Flugwind peitschte Schneeschleier hoch.
Als Mike liegen blieb, stießen zwei der Höllenengel auf ihn herunter.
Mike drückte ab. Die Luger spie einen langen, orangen Feuerstrahl aus – genau in die verzerrte Fratze des einen Höllenengels hinein.
Die Fratze verwandelte sich in eine zerstörte Masse, das Killerwesen wurde wie von einer Titanenfaust nach hinten geschmettert und sackte weg.
Aber da waren die beiden anderen da. Sie hatten keine Waffen.
Die brauchten sie auch nicht. Diesmal packten sie Mike Hunter an den Füßen. Einer rechts, einer links. Und dann ging die Quälerei von vorne los. Mike wurde davongeschleift. Etwas ähnliches hatte er einmal in einem drittklassigen Western gesehen. Damals war der Held allerdings hinter einem Pferd hergeschleift worden. Er hatte das fragwürdige Vergnügen mit zwei Höllenengeln. Schon nach drei, vier Yards hatte er das Gefühl, sein Rücken sei eine einzige brennende Fläche. Bestimmt hing ihm die Haut in Fetzen herunter.
Geräusche und Schreie verhallten. Ein dumpfes Dröhnen füllte ihn aus. Er begriff, daß sie ihn fertigmachen wollten.
Sie stiegen nicht höher. Sie flogen genau so hoch, daß er weiterhin über die Schneedünen schrammte. Jeder seiner Versuche, seinen Oberkörper irgendwie aufzurichten, damit er auf seine Quälgeister feuern konnte, war zum Scheitern verurteilt. Er kam nicht hoch, obwohl er über eine eiserne Kondition verfügte.
Irgendwann wußte er nicht mehr, ob er noch lebte oder schon tot war. Schneeschleier flatterten über ihm. Eispartikel regneten in sein

Gesicht. Er hörte ein Schleifen und Schaben und Rauschen. Er atmete mit offenem Mund und hatte doch das grausame Gefühl zu ersticken. Endlos lange dauerte diese Höllenfahrt! Seine Lungen brannten wie mit Lava ausgewaschen. Verrückt und unregelmäßig hämmerte sein Herz.

Wieder ließen ihn die Höllenengel los. Er kullerte einen weiteren Hang hinunter, überschlug sich im Fallen, war sich vage bewußt, daß er die Luger noch immer nicht losgelassen hatte.

Rote Perlen wirbelten ringsum. Blut. Sein Blut. Oder auch nur Einbildung? Er konnte nicht mehr denken. Das heißt doch – nur einen einzigen Gedanken: am Leben bleiben! Du mußt am Leben bleiben!

Bleib am Leben und zeig’s diesen Teufelinnen…

Auch schwarze Schatten sah er plötzlich. Sie ragten wie mahnende Finger durch das Weiß des Schnees. Felsen. Geröllbrocken. Gegen einen stieß er so wuchtig, daß er grelle Sterne sah.

Für Sekunden war er weggetreten, war nur noch Dunkelheit um ihn und Schmerzen, dann geriet alles wieder in Bewegung. Die Steine flogen weg, wurden ganz klein… Er wurde in die Höhe getragen.

Mit dem Kopf nach unten hing er im Griff von vier, fünf Höllenengeln. Sie lachten und wechselten hämische Worte, die er nicht verstand. Er pendelte hin und her. Er riß sich zusammen und schaffte es tatsächlich, das Schaukeln auszugleichen. Ihm war speiübel, er würgte auch, aber glücklicherweise war sein Magen leer.

Seine Arme winkelten sich an, ohne daß sein Gehirn den Impuls gegeben hätte. Er sah einen flatternden Schatten über sich, sah genauer hin, obwohl seine Augen bis auf schmale Schlitze zugeschwollen sein mußten.

Ja, über ihm hing tatsächlich der große, massige Körper eines Höllenengels! Der nackte Körper einer uralten Frau, auf dem jedoch ein Schädel mit einem jugendlichen, strahlend schönen Gesicht saß.

Lange, seidige blonde Haarsträhnen flogen im Wind. Die Brüste der Teufelin aber waren schlaff, runzelig die Haut. Schwarze Magie sorgte für diesen scheußlichen Widerspruch von jung und alt – von schön und häßlich.

Mike hatte diese furchtbaren Kreaturen schon oft gesehen. Jedesmal verschlug ihm ihre Häßlichkeit wieder den Atem. Er spürte Eisschauer über seine Wirbelsäule laufen. Seinen Rücken fühlte er überhaupt nicht mehr. Dort war nur noch eine pulsierende weiche Masse.

Als er feuerte, überschlug sich die Welt. Der Höllenengel wurde mitten ins Herz getroffen, und die vernichtende Wirkung der geweihten Silberkugel setzte sofort ein. Die Bestie riß ihr Maul auf, entblößte zahnlose Kiefer, eine dicke, angeschwollen wirkende Zunge… Gleichzeitig veränderte sich das bisher noch so jugendlich schöne Gesicht in eine verwunderte Maske des Todes. Der Höllenengel

sackte wie ein Stein nach unten weg, die Flügel trugen den sterbenden, sich zersetzenden Körper nicht mehr. Mike sah tief unten eine Schneefontäne hochwehen, dann wischte er darüber weg.

Weitere Höllenengel tauchten auf. Entrissen ihm die Luger. Ohrfeigten ihn. Er verlor die Besinnung. Und wurde wieder aufgeweckt, indem man ihn abermals durch den Schnee zog.

Irgendwann war es vorbei.

Wenigstens diese Folter.

Aber damit war das Horror-Repertoire der Höllenengel nicht erschöpft! Noch lange nicht.

Er rappelte sich hoch, stellte erst dann fest, daß er auf weichem, kaltem Schnee lag und sich wie zweimal durch einen Fleischwolf gejagt vorkam.

Er wurde hochgerissen. Und wie eine Puppe hingestellt. Ein drohender Schatten wuchs vor ihm auf, riesengroß, breit, wuchtig.

Mike riß die tränenden Augen auf. Durch wabernde Schleier sah er, vor wem er stand!

Kirgaal-Chan!

Das verunstaltete Knochengesicht war wie immer halb unter einem stählernen Helm verborgen. In den Sichtschlitzen funkelte das Blutrot seiner Augen. Wilden Triumph las Mike Hunter darin.

Er starrte den Fürsten der Höllenengel an. Sprechen konnte er nicht. Er wollte auch nicht. Nur Luft wollte er in seine Lungen bekommen. Luft. Und für ein paar Minuten Ruhe haben.

Dann konnte er vielleicht…

Nichts konnte er. Er war erledigt. Sie hatten ihn. Und er war so fix und fertig, daß er kaum stehen konnte. Momentan wenigstens. Er gab trotzdem nicht auf.

Kirgaal-Chan sagte etwas. Grollende und knurrende Laute hörte Mike, die sich allmählich zu normal verständlichen Worten formten.

Er schüttelte den Kopf. Sein Genick tat weh. Zahllose Klauenhände hielten ihn. Er sollte keine Chance bekommen, den Fürsten anzuspringen.

»So trifft man sich wieder, Mike Hunter!« knurrte der Höllenengel.

»Erfreut!« quetschte Mike zynisch hervor. Und handelte sich damit eine Ohrfeige ein, die wirklich nicht von schlechten Eltern war.

Sein Kopf schien ihm vom Hals gerissen zu werden. Aber er war noch festgewachsen, wie er gleich darauf feststellte, als er wieder von harten, kraftvollen Händen aus dem Schnee gerissen und auf die wackeligen Füße gestellt wurde.

»Ans Kreuz mit ihm!« befahl Kirghaal-Chan.

Mike stieß einen krächzenden Schrei aus, wurde herumgerissen, das Gekreische der Höllenengel ließ schier seine Trommelfelle platzen.

Dann sah er das provisorische Gestell vor sich aufragen… Ein paar

Pfähle, die die Höllenengel sonstwo herhaben mochten, waren auf einem Hügel rechts oberhalb der Station in den Schnee getrieben und ein Querbalken war wiederum daran befestigt worden.

Die Höllenengel schleiften ihn hinauf.

»Wir werden schon sehen, ob wir dir nicht Respekt beibringen können, Mike Hunter!« gellte ihm die donnernde Stimme des Fürsten hinterher.

Alles ging so schnell. Mike warf einen verzweifelten Blick zu der einsam daliegenden Station hinunter. Von Damona konnte er wohl keine Hilfe erwarten. Ob sie gegen die Hexenherz-Präsenz gewonnen hatte? Wahrscheinlich nicht, denn sonst hätte sie doch schon längst irgendwie eingegriffen…

Also hatte Asyhra es wieder einmal geschafft.

»Chan!« brüllte Mike, weil ihm plötzlich eine Idee kam. Er dachte sie gar nicht weiter durch, sondern handelte einfach.

Zeit gewinnen!

Die Höllenengel wurden nicht langsamer. Aber Kirgaal-Chan überholte sie und vor ihnen – noch drei Yards von den primitiven Gestell entfernt – im Schnee auf. Seine gewaltigen Flügel falteten sich zusammen.

Das gesträubte weiß-schwarze Gefieder beruhigte sich, kräuselte sich und legte sich glatt. Der Höllenengel trug seinen großen, schwarzen Elbbogen in der Rechten. Diese Waffe war in der Hölle von Asmodis persönlich geschaffen worden. Der Köcher, den der Fürst über der Schulter hängen hatte, war mit unzähligen der gefährlichen schwarzen Pfeile gespickt. Schwarz war auch die Rüstung, die den muskelstarrenden Titanenkörper des Fürsten umhüllte.

»Was noch, Mike Hunter?« fragte Kirgaal-Chan, wobei sein Knochenmaul auf und zu klappte. »Willst du mir noch etwas Wichtiges sagen? Dann los damit… Aber beeil dich! Ich kann es wirklich kaum erwarten, dich an diesem Gestell hängen zu sehen. Das Kreuz ist es doch, dem du immer gedient hast, nicht wahr?«

»Asyhra…«, preßte Mike heraus. »Du hast die falsche erwischt … Vorhin …«

Chan lächelte böse. »Das habe ich mittlerweile auch schon gemerkt.«

»Nur ein Phantom-Abbild. Ein Bluff.«

»Ganz recht. Und?«

»Die wirkliche Asyhra ist in der Station…«

»Das weiß ich längst. Ich habe gesehen, wie sie Damona Kings Waffe an sich gebracht hat. Sie ist gefährlich, meine kleine Asyhra.«

»Vielleicht könnte ich…«

»Willst du sie mir etwa herausholen? Jetzt? – So, wie du zugerichtet bist? Und nachdem sie sogar deine mächtige Damona King erledigt hat… Denn sie muß sie erledigt haben, sonst wäre dir dieser

Hexenbastard längst zu Hilfe gekommen.«
»Du nimmst es sehr gefaßt auf. Immerhin ist Asyhra deine Todfeindin. Sie hat dich verraten und verkauft.«
»Das wird sie noch früh genug büßen und bereuen. Aus dieser Station gibt es für sie kein Entrinnen mehr. Meine Höllenengel passen auf. Und sie kann sich auch nicht mit ihren Schwarzen Künsten davonmogeln… Asmodis persönlich hat einen Schutzschirm über diese Station gelegt, der jede Teleportation – jede Flucht durch eine der jenseitigen Sphären – unmöglich macht. Du siehst, wir sind auch in der Lage, zu denken.«
»Beachtlich, ja.«
Kirgaal-Chan gab seinen Höllengeln einen Wink. Sie schleppten und zerrten Mike weiter. Seine Füße schleiften über den Boden. Gierige Klauenhände rissen an seiner Kleidung. Seine Lederjacke wurde ihm heruntergezerrt.
»Aber du hast meine Frage nicht beantwortet, Hunter. Willst du sie also wirklich für mich da unten herausholen?«
»Ich könnte es versuchen«, antwortete Mike mühsam. »Ich habe auch noch eine Rechnung mit Asyhra zu begleichen….«
Kirgaal-Chan lachte bellend, und in diesem Gelächter war ein Unterton, der Mike Angstschauer über den Rücken trieb.
»Wirklich, das glaube ich dir sogar, Hunter und du bist zäh. So leicht kriegt man dich nicht unter, habe ich recht?« Er musterte Mike und nickte. »Aber«, fuhr er dann fort, »ich glaube auch, daß du mich hereinlegen willst! Ich lasse dich nicht frei! Endlich habe ich dich – und was ich habe, das gebe ich nicht mehr her!«
Weiter zogen ihn die Höllenengel auf das Gerüst zu, das schwarz und gefährlich vor ihm aufragte. Der Himmel dahinter war strahlend blau. Aber die Sonne tauchte gerade jetzt in düstere Wolkenballungen ein. Schatten wanderten über den Schnee, der jetzt nicht mehr funkelte und gleißte, sondern eine stumpfe, triste Graufärbung annahm.
Mike wußte, was das zu bedeuten hatte. Hier oben, im Himalaja, auf dem Dach der Welt, kamen Witterungsumschwünge von einer Sekunde auf die andere. Bisher war strahlend schönes Wetter gewesen, doch jetzt kündigte sich ein Unwetter an.
Es wurde kälter. Das spürte er richtiggehend.
Kirgaal-Chan achtete nicht darauf.
Auch den Höllenengeln, die ihn umgaben oder in dichten Trauben am Himmel patrouillierten, war das offenbar egal. Sturmwind und Kälte konnten ihnen nichts anhaben.
Sie zerrissen Mikes Pullover. Sein Hemd. Mit nacktem Oberkörper schleuderten sie ihn in den Schnee. Und rissen ihn wieder hoch. Er wehrte sich nicht. Es hätte keinen Sinn gehabt. Kirgaal-Chan beobachtete alles mit vor der mächtigen Brust verschränkten Armen.

Seine Höllenaugen funkelten zufrieden.
»Vielleicht«, sagte er, als seine Dienerinnen Mike hochstemmten, »vielleicht komme ich doch noch auf dein Angebot zurück, Hunter. Später. Nachher, nach der Folter. Wir haben uns einige hübsche Sachen für dich ausgedacht. Danach wirst du mich sowieso auf Händen und Knien anflehen, dir dein armseliges Leben zu schenken und dich in meine Dienste aufzunehmen! In die Dienste der Hölle! Los!«
Dieses letzte Wort galt den Höllenengeln, und sie gehorchten umgehend.
Mike spürte das rissige, feuchtkalte Holz des Gerüsts an seinem wunden, aufgerissenen Rücken, Schmerzen loderten auf, dann zerrten sie ihm die Hände zurück und fesselten ihn ans Kreuz…
Und dann begann für Mike der absolute Horror erst richtig…

***

Die lebende Tote gebärdete sich wie von Sinnen! Wie ein halb verhungerter Schakal, der jetzt doch noch unerwartet Blut witterte! Frisches, warmes Blut!
Ihr Mund war weit aufgerissen, Damona sah weiße Zahnreihen und erwartete fast, die Kiefermuskeln würden reißen, so weit klaffte dieser Mund auf! Asyhra wollte ihr die Kehle durchbeißen!
Eine Klammer aus purem Eis schien Damonas Herz zusammenzuquetschen. Das Grauen steckte in ihr, und krallte sich zusätzlich auch noch in ihrem Nacken fest.
Aber dieses Grauen zersplitterte. Damona ließ sich davon nicht mehr länger steif frieren. Sie schaltete vorübergehend alle Gedanken aus. Jedes Gefühl. Es war purer Selbstschutz. Sie kam taumelnd auf die Füße. Bei weitem nicht mehr so sicher wie noch vorhin. Das Gesehene schockte sie trotz allem noch immer.
Asyhra verfehlte sie. Mit einem harten Klacken hieben ihre Zahnreihen aufeinander. Die wild preschenden bleichen Hände und Arme, die von keinen heilen Knochen mehr gestützt wurden, wirbelten irr durch die Luft.
Damona zog den linken Fuß hoch. Sie nahm keine falschen Rücksichten mehr. Asyhra taumelte an ihr vorbei, vom eigenen Schwung vorwärtsgezogen. Damona trat zu. Nein, keine falschen Rücksichten bei dieser skrupellosen, dämonischen Gegnerin. Die war kein menschliches Wesen mehr. Damonas Stiefelspitze traf die Dämonin.
Ein Keuchlaut flog über die verzerrten Lippen der Toten.
Asyhra wurde wuchtig herumgeschleudert, stürzte und krachte wie ein nasser Sack zu Boden. Dort blieb sie ausgestreckt liegen, zappelte unkontrolliert, wobei die Fingernägel schaurig über den Belag

kratzten.

Damona spurtete los, solange die Dämonin benommen war. Zum Eingangsschott. Irgendwo dort mußte ihre Luger sein. Damona war sportlich durchtrainiert. Und nachdem sie auf so wunderbare Weise von ihrer tödlichen Verwundung geheilt worden war, fühlte sie sich noch mal so fit.

Da lag die Waffe!

Ein letzter Satz trug Damona darauf zu, sie schnappte sich die Luger, kreiselte herum. War im nächsten Augenblick am Schott. Verzweifelt versuchte sie es zu öffnen. Es ging nicht! Herrgott, es ging nicht! Und Mike lag da draußen!

Damona blieb keine Zeit mehr für den Versuch, das Schott irgendwie aufzubekommen. Sie hörte das röchelnde Keuchen Asyhras…

Sie drehte sich ruckartig um. Ihre langen, schwarzen Haare bildeten einen Vorhang vor ihrem Gesicht, und sie wischte sie mit einer instinktiven Geste weg. Die Luger in der Hand, ging sie auf Asyhra zu, die sich in diesem Moment ruckartig aufsetzte!

»Das war's, Asyhra!« sagte Damona kalt.

»So würde ich das nicht sehen!«

»Mach die beiden Schotts auf!«

»Ich denke nicht daran!« Asyhra rekelte sich, wobei ihre scheinbar knochenlosen Arme groteske Verrenkungen zeigten.

Damona sog den Atem scharf ein. »Versuch einen einzigen verdammten Trick, und ich erledige dich!«

»Und wenn ich keinen Trick versuche«, sagte die Besessene mit Spott in der Stimme, »Was machst du dann mit mir? Ich kenne dich, vergiß das nicht. Ich weiß, daß du ein so edelmütiger Mensch bist. Wir waren eins. Ich kenne jeden deiner Gedanken, jede Gefühlsregung. Vielleicht kenne ich dich sogar besser als du selbst.« Sie lachte abgehackt. »Also? Willst du mich trotzdem erschießen? Denk daran – vielleicht könnte ich dir noch dienlich sein…«

»Das wirst du auf jeden Fall, öffne die Schotts. Und dann werde ich dich Kirgaal-Chan übergeben. Dein Leben gegen das von Mike!«

»Du willst mich dem Höllenengel ausliefern?« entfuhr es Asyhra.

»Das wirst du nicht tun! Du hast es auf mich abgesehen. Auf das steinerne Hexenherz. Du willst es zurückhaben. Es ist mächtig. Es kann dir in deinem Kampf gegen das Böse helfen – vorausgesetzt, du schaffst es wieder, mich unter Kontrolle zu bekommen… Und warum solltest du das nicht schaffen.« Damona hörte den plötzlichen hypnotischen Zwang in der brüchigen Stimme der Hexenherz-Präsenz nicht.

Der Bann war bereits wirksam…

»Mike ist mir wichtiger!« stieß Damona hervor. Noch immer war sie fest entschlossen, ihr Vorhaben durchzuführen.

»Der ist längst tot. Die Höllenengel machen keine Gefangenen. Und wenn…«, Asyhra legte eine kurze Pause ein, während ihre Augen heimtückisch aufglommen und Damona fixierten, – »und wenn, dann nur, um sie furchtbar zu foltern… Vielleicht hören wir seine Schreie …«

»Dann ist es höchste Zeit. Du bist ein gutes Tauschobjekt.« Damona winkte mit der Luger, aber sie fühlte plötzlich keine rechte Energie mehr in sich. Sie hatte es nicht mehr so eilig. Sie war bereit, sich von Asyhra weiter in ein Gespräch verwickeln zu lassen. Nicht bewußt bereit – aber das war egal.

Bewußt handelte sie jedoch weiterhin genau so, wie sie handeln wollte!

Damona winkte mit der Luger. Ihr schönes Gesicht war eine starre Maske, in der sich nichts regte. Nur die dunklen Hexenaugen funkelten in einem kalten, grünlichen Schein. »Hoch mit dir. Und dann gehst du langsam vor mir her – zum Eingang.«

»Du meinst es also tatsächlich ernst…«

»Und ob. Todernst.«

Damona beobachtete jede Bewegung der Toten genau. Beim geringsten Versuch, einen Trick zu landen, würde sie schießen.

Würde sie das wirklich?

Die ersten Zweifel breiteten sich wie ein feines, aber widerstandsfähiges Gespinst in ihr aus.

Asyhra ist eine Gefahr, sagte sie sich. Sie muß vernichtet werden.

Und das würde entweder Kirgaal-Chart besorgen oder sie selbst.

Damona überlegte sich in diesen Sekundenbruchteilen, in denen sich die Tote erhob, auch die Worte Asyhras noch einmal.

Wollte sie das steinerne Hexenherz wirklich nicht mehr zurückhaben?

Seit fast zwei Jahren gehörte es ihr. Durch einen Zeitdämon war sie in die Wirren des Dreißigjährigen Krieges verschlagen worden.

In einer düsteren Höhle hatte sie einem Hexenopfer für den Dämon Mackaar beigewohnt – zwangsweise.

Das Herz dieser Hexe versteinerte – ein magisches Relikt war entstanden! Damona nahm es an sich. Das steinerne Herz trug sie zuerst an einer Silberkette um den Hals. Irgendwann im Verlauf der Ereignisse brannte sich das steinerne Herz in ihre Brust hinein. Die Wunde schloß sich sofort wieder. Nicht einmal Narben blieben zurück. Das war der Anfang gewesen.

In der Folgezeit aber stellte sich heraus, daß das Herz, obwohl es aus Stein war, lebte – und, mehr noch, den dämonischen Geist Asyhras beherbergte!

Je nach deren Laune blieb das Herz in Damonas Brust oder löste sich daraus. Dann trug es Damona wieder an der silbernen Kette.

Mehr und mehr gelangte diese Hexenherz-Präsenz aber zu eigenem Bewußtsein, versuchte die Kontrolle über Damona zu bekommen und sie auf den Weg des Bösen zu bringen, und war immer und immer wieder darin gescheitert. Damona King hatte den grausigen Geist der Dämonin unter Kontrolle gehalten und seine Kräfte für ihren Kampf gegen das Schattenreich eingesetzt.

Aber jedesmal, wenn Damona auf die geheimnisvollen und bis heute nicht richtig erforschten Kräfte dieses steinernen Herzens zurückgegriffen hatte, wurde die Hexenherz-Präsenz auch stärker.

Schließlich war es so weit gewesen, daß sich Asyhra mit dem Schwarzen Druiden verbündet hatte. Dieser uralte Dämon hatte Damona in eine tödliche Falle gelockt – und ihr das Hexenherz aus der Brust gerissen!

Damona war dem Tod nur mit Müh und Not von der Schippe gesprungen. Asyhra aber hatte sich einen neuen Wirtskörper gesucht, hatte ihn in Leila Sheffielt-Rouven gefunden und war in sie eingedrungen. Diese Frau war nicht – wie Damona King – in der Lage, dem dämonischen Geist zu trotzen oder ihn sogar zu kontrollieren…

Und so war die Hexenherz-Präsenz frei – und sie lief Amok! Zusammen mit dem Schwarzen Druiden wollte sie die Blutgötter befreien und wieder an die Macht bringen. Der Druide mochte sonstwo unterwegs sein, aber Asyhra stand vor ihr, und Damona dachte nicht daran, sie noch einmal entwischen zu lassen.

Und ihre rhetorische Frage war auch beantwortet. Nein, sie wollte das Hexenherz nicht mehr zurückhaben. Nicht unter diesen Umständen. Nicht mehr mit der Hexenherz-Präsenz darin. Und nicht, wenn sie dafür Mike retten konnte.

Und wenn sie es nicht konnte?

Die Zweifel wurden stärker. Damona rieb sich mit dem Handrücken über die Augen. Das Denken fiel ihr schwer.

Asyhra hatte sich mittlerweile aufgerichtet. Damona verschob die neue zweifelnde Frage. Sie dachte an Mike, der draußen war, und…

Und der Gedanke war weg. Verschwunden in einem klebrigen Brei aus lockendem Wispern.

Die zerschmetterten Knochen von Asyhras Wirtskörper sorgten dafür, daß es seine Zeit dauerte, bis sie aufrecht stand. Wankend ging sie los.

Damona folgte der Toten. Sie dachte nur noch abgehackt, sah die Opfer, die Asyhras Auftauchen hier oben, in dieser einsamen Station, gekostet hatte. Leichen pflasterten förmlich den Weg dieser entfesselten dämonischen Wesenheit.

Damit mußte jetzt endgültig Schluß sein!

»Na, hast du es dir noch einmal überlegt?« fragte Asyhra verführerisch, als hätte sie Damonas Gedanken mitverfolgt. »Denk daran. Du könntest es wirklich noch einmal mit mir versuchen. Ein

fairer Kampf… Dein Geist, dein Ego gegen meines. Du bist nicht gerade geschwächt. Du glaubst gar nicht, was für Anstrengungen es kostet, einen derartigen Körper am Funktionieren zu halten …«

»Sei still!«

Die reale Umgebung versank: das dämmrige Innere des Vorraumes der Station. Die kopflosen Leichen. Die mumifizierten Schädel.

Die wissenschaftlichen Instrumente. Der Gewehrständer. Die Nische mit der Schutzkleidung gegen die Kälte. Verschwommene Schatten überdeckten das alles.

Asyhras einschmeichelnde Stimme wurde alles beherrschend, füllte auch den letzten Winkel von Damonas Verstand aus.

»Es wird ganz einfach, Damona. Leg deine Waffe weg. Du brauchst sie nicht. Dann – nimm das steinerne Herz. Mein Herz… Ich werde dir auf halbem Wege entgegenkommen, ich werde diesen wertlosen toten Körper verlassen …«

Die Schatten waren wie Nebel, der ihre Füße umwallte. Und höher stieg.

Immer höher.

Damona stand steif. Hörte zu. Ihre Finger wurden klamm. Das Metall der Luger schien hingegen zu glühen. Sie wollte es loswerden. Sie wollte…

»Ich komme, Damona… Ich komme«, flüsterte Asyhra. Das dünne Nachtgewand, das ihr Wirtskörper trug, wölbte sich über der Brust. Bleiche Totenhände hoben sich ruckartig und zerrten den Stoff beiseite. Nackt stand der Körper vor Damona. Die lange Operationsnarbe, die sich der Länge nach über ihre Brust zog, schien zu leuchten. Damona wußte nicht, daß der Arzt dieser Station, Dr. John Ferristone, versucht hatte, dieser Frau, die er für eine Verunglückte gehalten hatte, zu helfen. Daß er sie operiert – und das zweite, das steinerne Herz entdeckt hatte. Und dann gestorben war …

Das schwarze, taubeneigroße Steinherz erschien.

Fluoreszierendes Licht umhüllte es. Schwarzes Licht. Dämonische Energie.

Und die lebende Tote grinste furchtbar. Ihr ganzes Gesicht zerknitterte.

»Wenn ich wieder in deiner Brust sitze, werde ich dir verraten, wo sich der Schwarze Druide aufhält, Damona«, köderte Asyhra weiter.

Und das schwarze Hexenherz schwebte wie an einer unsichtbaren Schnur gezogen auf Damona zu. Ganz langsam. Zoll für Zoll. Als wollte es das Opfer – Damona – nicht durch eine plötzliche Bewegung erschrecken – und alles zunichte machen.

»Ich kenne das Ziel des Druiden. Ich weiß, wo er den Kontakt zu den Blutgöttern aufnehmen will. Und wer ihm dabei helfen soll. Die Schneeteufel… Du bist doch eine so erbitterte Feindin dieser vier

uralten grausamen Gottheiten, oder? Du willst doch um jeden Preis verhindern, daß sie wieder aktiv werden. Momentan stellen sie noch keine Gefahr dar. Ihre bösen Geister sind nach deinem letzten Sieg über sie in den Schädeln ganz normaler Menschen gut aufgehoben. Eine Zeitlang wenigstens noch. Die Menschen verändern sich natürlich. Die böse Aura läßt auch sie böse werden. Zu Verbrechern. Und irgendwann …«

Die Hexenherz-Präsenz sprach es nicht aus. Weiter schwebte sie heran. Hinter ihr brach der tote Körper Leila Sheffielt-Rouvens schlaff wie eine Gliederpuppe zusammen.

»Die Blutgötter, Damona… Momentan erinnern sie sich an nichts. Nicht an ihre ruhmreiche Vergangenheit. Nicht an ihre Möglichkeiten, die sie noch immer hätten. Solange das so bleibt, ist alles in Ordnung. Aber der Schwarze Druide will sie wecken! Er wird seinen Ruf aussenden, zusammen mit den Schneeteufeln, und dann wird er den Blutgöttern, die in grauer Vergangenheit schon seine Schutzherren waren, ihre Erinnerung zurückgeben – und ihre Macht …«

In diesem Sekundenbruchteil hätte man eine Nadel fallen hören.

Irgendwo in den Tiefen der Station tickte etwas. Draußen war das schreckliche Geheul der Höllenengel verstummt. Sogar von den eingeschlagenen Fenstern hatten sich die Bestien zurückgezogen. Huschende Schemen entfernten sich von der Station.

Das war kein gutes Zeichen.

Das hatte etwas zu bedeuten…

»Überleg's dir, Damona«, wisperte die Stimme der Hexenherz-Präsenz. Nur noch eine Handspanne trennte sie von Damona. Und Damonas Hand mit der Luger senkte sich. Zitterte. Damona sah starr geradeaus. Fühlte die Kälte, die von dem blutigen Steinherzen ausstrahlte. Eine Kälte, die in dieser Intensität jedes Leben aus ihrem Körper herausbrennen mußte!

»Überleg, was ich dir für Vorteile biete, Damona… Aber ich halte mein Angebot nicht mehr lange aufrecht. Greif zu. Schlag in meine dargereichte Hand ein. Sonst …«

»Was sonst?« sagte Damona. Ihre Lippen waren vereist. Gefühllos.

Gespannt. Sie konnte sie kaum bewegen. Ihre Stimme war brüchig.

»Was sonst?« Wiederholte sie.

Es lag kein echtes Interesse darin. Die Frage war instinktiv gestellt.

Die Stimme der Hexenherz-Präsenz verlor die Geduld nicht.

»Sonst…?« Wiederholte sie leise, und der große Raum schien dieses Flüstern widerhallen zu lassen. »Ich habe noch andere Möglichkeiten … Ich bin nicht nur auf dieser Ebene aktiv … Oh, nein. Ich kann dich auch mit Gewalt zu meiner Sklavin machen. Aber ich will dich nicht als Sklavin«, fügte sie gleich darauf hinterhältig an. »Entscheide dich …«

NEIN! Die Antwort ist – NEIN! gellte es durch Damona Kings Sinn, und entsetzliches Grauen begleitete dieses Schrillen. Eine furchtbare Angst. Ihre Nackenhaare richteten sich auf. Die Kopfhaut zog sich ruckartig zusammen.

Der Bann glitt von ihr ab. Die Hexenherz-Präsenz stieß einen schaurigen Fluch aus, verwandelte sich in einen huschenden Schemen, der auf Damona zujagte – und einen halben Zoll von ihrer Brust entfernt abprallte. Funken sprühten. Grauenhaft hallte Asyhras Schmerzensschrei durch die Station. Das steinerne Herz kollerte über den Boden, bewegte sich unheimlich…

Vibrierte… Blähte sich auf …

Und hüpfte hoch, tanzte durch die Schwärze. Damona brachte die Hand mit der Luger hoch, ihr Zeigefinger zog sich um den Abzug zusammen –Da verschwand das steinerne Hexenherz in der Brust ihres bisherigen Wirtskörpers. Leila Sheffielt-Rouven erwachte abermals zu ihrem untoten Dasein. Schaurig wehte ein Stöhnen aus ihrem aufklappenden Mund, die Augen rollten, die Hände zitterten, als sich der dämonische Geist von neuen in seinem Körper-Gefängnis orientierte und ausbreitete…

Denn ein Gefängnis war dieser Körper! Allein war das Hexenherz nicht lebensfähig. Es brauchte einen Körper…

Damona feuerte nicht. Sie hielt die Waffe auf die Untote gerichtet.

Und entriegelte das innere Schott. Kälte fächelte aus der Schleuse heraus. Damona behielt Asyhra im Auge. Wortlos öffnete sie auch die äußere Schleuse.

»Überleg, was du tust… Überleg …«

»Kein Wort mehr!« fauchte Damona.

»Es gibt auch nichts zu überlegen!« sagte da eine harte Männerstimme. Damona erschrak, und im nächsten Moment war der Teufel los….

***

Es begann mit dem Wind!

Der sang ein grauenerregendes, winselndes Totenlied, trieb Schneeflocken vor sich her, peitschte sie schließlich zu flatternden Fahnen hoch, daß es aussah, als würden sich da gewaltige Schneemonster erheben!

Bleigraue, schwere Wolken trieben über den Himmel. Die Sonne war nur mehr als ein verwaschener Fleck zu sehen. Und auch das nicht mehr lange.

Die Kälte nahm zu.

Mike Hunter, der mit nacktem Oberkörper an dem roh zusammengezimmerten Kreuz hing, bekam das sehr deutlich zu spüren.

Seine Zahnreihen klapperten aufeinander. Aber die Kälte sorgte wenigstens dafür, daß sein Verstand wieder klar und richtig funktionierte.

Und der Sturm quirlte die Höllenengel durcheinander!

Ein großer Teil von Kirgaal-Chans dämonischer Gefolgschaft stieg auf und flog in südlicher Richtung davon. Hatten sie dort irgendwo einen Unterschlupf? Hier oben, im Himalaja?

Mike biß die Zähne zusammen. Bekam er doch noch eine Chance?

Bis jetzt hatten die Höllenengel ihre Folter-Party noch nicht begonnen. Daran waren die immerhin aufwendigen Vorbereitungen schuld. Man wollte ihn nach allen Regeln der Kunst quälen und peinigen. Dazu gehörte nicht nur Kälte – sondern auch Hitze. Vor dem Kreuz, an dem er hing, loderte ein Feuer – ein magisches Feuer, das eine blendende Hitze ausstrahlte, den Schnee ringsum schmolz und Mike Hunter doch nicht wärmte.

Mit diesem Höllenfeuer wollten sie ihm zu Leibe rücken.

Wenn das Wetter hielt. Danach aber sah es nicht aus. Mike betete, daß es nicht hielt. Seine Arme begannen lahm zu werden. Sein ganzes Körpergewicht hing daran. Mit den Handgelenken war er an den Querbalken gefesselt. Die rauhen, vereisten Stricke schnitten tief in seine Haut und sein Fleisch. Er konnte sie bis auf den Knochen spüren.

Jeder Versuch, sich da herauszuwinden, war von Anfang an zum Scheitern verurteilt.

Mike spähte zur Station hinunter. Was mochte da drinnen vorgehen? Er fing erst gar nicht an, sich das Geschehen auszumalen.

Seine Wangenmuskeln spielten. Gleich darauf unterdrückte er den Impuls. Es fühlte sich an, als würde seine Haut zerreißen! Wie lange würde er es in dieser Kälte noch aushalten?

Der Wind frischte auf. Verhandelte sich schnell in einen Sturm.

Fauchend zerrte er an dem provisorischen Kreuz, an dem Mike Hunter zitterte. Das Gestell wackelte. Aber nicht von seinem Zittern, sondern wegen des Sturms. Mike bekam das Vibrieren mit. Hautnah. Die Höllenengel unter ihm wieselten aufgeregt herum. Er konnte hören, wie sie sich in ihrer fiependen Sprache unterhielten.

Kirgaal-Chan war vorhin, nachdem er das Todesurteil über ihn gefällt hatte, Richtung Station verschwunden. Sieben Höllenengel hatten ihn begleitet.

Jetzt brauchten die zurückgebliebenen Teufelinnen neue Befehle.

Das Unwetter brach über sie herein! Was sollte mit dem Gefangenen passieren? Aber niemand war da, der ihnen diese Befehle geben konnte. Das machte sie nervös.

Als Mike Hunter jetzt wieder zur Station hinunterblickte, konnte er die beiden Kuppelbauten kaum mehr richtig sehen. Nebel kroch dort über die Eis- und Schneefläche. Große, weiche Flocken wirbelten

hektisch. Nicht nur vom Boden wurden sie angehoben und vom Wind zum Tanzen gezwungen. Jetzt öffnete auch der Himmel noch seine Pforten, und Mike war der guten Frau Holle dankbar. In breiten Bahnen ergossen sich die weißen und grauen Fetzen herunter.

Weltuntergangsstimmung breitete sich aus.

»Holt mich runter!« brüllte Mike den Höllenengeln zu.

»Du bleibst!« krächzte eine von ihnen. »Der Fürst hat es befohlen!«

»Der Schnee klaut euch eure Schau!«

»Der Befehl des Fürsten ist unantastbar!« beharrte das geflügelte Höllenwesen lakonisch. Und stieß sich ab und stieg elegant empor.

Eine wütende Sturmbö trieb den Höllenengel davon. Auch den anderen erging es so.

Mike sah, daß er lediglich ein Übel gegen das andere eintauschte.

Gut, sie würden ihn nicht mit diesem schwarzmagischen Höllenfeuer foltern, aber dafür durfte er hier oben erfrieren…

Die Kälte saß ihm bereits in den Knochen. Als grausiger, sich ständig vergrößernder Klumpen lag sie ihm im Bauch. Seine Füße und Beine spürte er nicht mehr. Seine Arme kamen wie knorrige Äste vor. Unregelmäßig schlug sein Herz. Eigentlich war es schon ein halbes Wunder, daß er überhaupt so lange durchgehalten hatte und noch immer lebte.

Die dünne Luft, der Sauerstoffmangel. Die Kälte hier oben, am Kreuz. Keine Bewegungsmöglichkeit.

Drei Höllenengel waren jetzt nur noch da. Mike sah, wie sie immer wieder besorgt zu ihm heraufschauten. Das magische Feuer flammte prasselnd höher, beleuchtete die perfekten, bildschönen Gesichter der Teufelinnen. Aber auch die alten, runzeligen, gebeugten Körper.

Auf den langen Dreizackspeeren glitzerten die Lichtreflexe ebenso, wie auf den langen Messern, die zwei von ihnen in Unterarmscheiden stecken hatten.

»Chan wird euch umbringen, wenn ihr mich hier oben so einfach verrecken laßt!«

»Du meinst, dieser Tod wäre zu einfach für dich?«

»Ich weiß ja nicht, was ihr ausgebrütet habt«, erwiderte er diplomatisch. Die Situation war bizarr, total verrückt. Aber er spürte, daß die Höllenengel überlegten. Das fiel ihnen schwer. Sie waren gewohnt, Befehle zu empfangen und diese ohne Rücksicht auf die eigene Existenz auszuführen. Bedingungslos zu gehorchen. Die Intelligenz hatten sie wirklich nicht mit Löffeln gefressen, wie man so treffend sagte.

»Eine von euch kann ihn ja fragen!«

»Der Fürst will nicht gestört werden. Er holt sich Asyhra.«

Aha, dachte Mike Hunter. Dann ging es da unten also los. Damona, verflixt, wenn du noch lebst – Ich hoffe, du paßt auf… Oder nutzt

auch die kleinste Chance, die sie dir lassen …

»Dann entscheidet selbst. Im Sinne eures Fürsten. Holt mich von diesem Gestell herunter. Wenn ihm das nicht paßt, könnt ihr mich ja nachher wieder daran aufhängen. Der Sturm dauert bestimmt eine Weile. Aber wenn ich erst einmal tot bin…« Er vollendete den Satz nicht einmal für sich in Gedanken. Es würde nicht mehr lange dauern. Schnee trieb in sein Gesicht. Eiskristalle glitzerten auf seiner Brust, verklebten sich mit seinen Haaren. Tiefe Atemzüge hoben und senkten seinen Brustkasten. Er zitterte. Er hatte das Gefühl, seine Arme müßten abreißen, wenn er nur noch eine Sekunde hier oben hing.

»Verdammt! Tut etwas!« brüllte er sie an. Und er zerrte an den Riemen. Dadurch erreichte er aber nur, daß er sich die gefrorene Haut blutig scheuerte.

Wenn er seine Muskeln anspannte, dann zuckte er schmerzhaft zusammen. Sein Rücken – Herrgott, er wußte nicht, was schlimmer weh tat… Hände, Arme, Rücken.

Die Sonne war weg. Verschwunden hinter dunklen Wolken, die sich dicht über dem Eis und dem Schnee heranschoben. Fast konnte man glauben, daß Weiß unter ihrem Gewicht ächzen zu hören. Zwei der Höllenengel flatterten hoch. Der Sturm wurde schlimmer. Wie ein lebendes Wesen peitschte er herunter. Egal, wie sich die Höllenengel entschieden hatten – jetzt war es zu spät!

Der einen Teufelin zerfetzte es die Schwingen!

Wie ein welkes Blatt wurde sie von den unsichtbaren Klauen des Sturms gepackt, um die eigene Achse geschleudert, davongetragen.

Schnee fiel in dichten Bahnen. Mike blinzelte, damit er noch etwas sehen konnte. Seine Brauen waren bereits zugeklebt. Die anderen beiden Höllenengel… Spurlos verschwunden. Höchstens noch als Schemen existierend. Heulend rüttelte der Sturm an dem Gestell.

Mike hörte das reißende Knirschen. Das Kreuz neigte sich. Senkte sich leicht. Das Rütteln ging ununterbrochen weiter. Nachtschwarz war der Himmel. Mit weißen Tupfern darin. Schnee. Schnee. Und Sturm. Und entfesselte Gewalten eines Infernos.

Ein Inferno natürlicher Art?

Oder hatte irgend jemand dafür gesorgt? Mit schwarzer Magie?

Mit unvorstellbaren Kräften…?

Asmodis? Hatte vielleicht der Fürst der Schwarzen Familie seine Klauen im Spiel?

Aber dann würde er die ganze Sache nicht so anpacken. Er hätte die Höllenengel verschont. Und Kirgaal-Chan nicht den Spaß verdorben. Fauchend erlosch das Höllenfeuer. Letzte Funken stoben davon. Mike war allein in Finsternis und Schnee und Kälte.

Das Kreuz, an dem er hilflos fest hing, neigte sich knirschend weiter, und als Mike die Augen mit letzter Kraft noch einmal aufriß, sah er

den schwarzen Abgrund unter sich gähnen!

Eine Gletscherspalte klaffte auf, verästelte sich weiter…

Das Reißen des Eises zerschnitt Mikes Beherrschung, die er bis jetzt noch aufrechterhalten hatte. Mike schrie sein Entsetzen in die aufgewühlte Natur, aber niemand hörte es, der Sturm riß ihm den Schrei von den Lippen…

***

Spröde Totenlippen preßten sich frostig auf seine Halsschlagader und saugten ihm das Blut aus dem Körper!

Der Mann fieberte, wälzte sich keuchend hin und her und tastete mit beiden Händen wie suchend über die zerwühlten, naßgeschwitzten Laken. Sein bärtiges Gesicht war verzerrt. Die sonst so gesunde Hautbräunung, die darauf hinwies, daß er viel unter freiem Himmel in Wind und Wetter zu tun hatte, war verschwunden und hatte einem kalkigen Weiß Platz gemacht.

Schlagartig war Harrison Valleroy wach. Von einer Sekunde zur anderen fuhr er hoch, spürte *tatsächlich* eine Berührung an seinem Hals.

Und packte zu. Ein erschrockenes, schläfriges Stöhnen war die Antwort. Valleroy riß die Augen auf, sah das gedämpfte Licht um sich herum; Und dann Liza Mitchell, die sich jetzt verschlafen die Augen rieb und sich aufrichtete.

»Tut mir leid, Harrison. Muß eingenickt sein«, murmelte sie, noch immer nicht ganz wach.

Er verstand im Moment nur, daß es Gott sei dank doch nur ein Alptraum gewesen war… Die Sache mit dem blutsaugenden Toten

… Er schüttelte sich. Liza sah ihn mit großen Augen besorgt an.

»Geht's dir besser?«

»Ich glaube ja.« Er versuchte ein Lächeln. »Wo du da bist…« Er sah sie lange an, während er seine Erinnerung sortierte. Liza war ein hübsches Mädchen, schlank, durchtrainiert, energisch. Ihr Gesicht war interessant, nicht puppenhaft schön. Die Stupsnase, das trotzige Kinn, die Augen mit den langen, dunklen Wimpern. Und dazu die hochgesteckten, dichten schwarzen Haare. So, wie es aussah, hatte Liza die ganze Nacht an seinem Krankenbett gewacht. Sie trug ihre Jeans, die ihre langen Beine und die Rundung ihrer Hüften perfekt betonten, dazu eine derbe Flanellbluse. Ihr hübscher Busen kam trotzdem zur Geltung. Wenn er sie so betrachtete, wurde ihm warm ums Herz. Er liebte sie, aber das hatte er ihr bis heute nicht gesagt.

Sie lebten nicht irgendwo ihr Leben, sondern auf dem Dach der Welt, zusammen mit dreizehn anderen Menschen – neun Männern und vier Frauen – in einer einsamen Station im Himalaja. Eine Forschungsstation.

Sie erwiderte seinen Blick und wartete, bis er völlig klargekommen war. Sanft waren ihre Augen. Valleroy dachte plötzlich daran, daß es zwischen ihnen vielleicht gar keine Worte brauchte… Dann zwang er seine Gedanken in die andere Richtung. Er setzte sich im Bett auf, verzog das Gesicht, denn sein ganzer Körper wirkte wie zerschlagen. Er merkte, daß er Fieber hatte.

»Wie lange liege ich hier schon?«

»Ein paar Stunden.«

Harrison atmete auf. »Uff. Ich dachte schon… Was ist mit der Frau, die ich draußen gefunden habe?«

»Dr. Ferristone operiert sie, soviel ich weiß. Aber es besteht nicht viel Hoffnung. Sie ist zu schwer verletzt…«

Harrison Valleroy nickte nachdenklich. Er hatte diese Frau im Schneesturm und bei Nacht und Nebel nur ein paar Yards vor der Basis Alpha entfernt gefunden. Sie hatte ihm gesagt, sie sei von einer furchtbaren Bestie angefallen worden, und so wie sie zugerichtet war, zweifelte er keinen Augenblick daran, daß sie die Wahrheit sagte. Seine beiden Kollegen Roy Haggerty und Dan Villier, die ihm bei der Suche geholfen hatten, waren dieser Bestie dann auch zum Opfer gefallen. Er hatte Glück gehabt. Er hatte die geheimnisvolle Fremde mit letzter Kraft zur Station zurückgeschleppt. Das war so ziemlich das Letzte, woran er sich erinnerte.

»Wie kommt die Frau hier herauf?« murmelte er vor sich hin. Eine Frage, die er sich immer wieder gestellt hatte. Aber auf die Antwort darauf wäre er nie gekommen. Sie war zu unglaublich.

Auch wußte Harrison Valleroy nicht, daß die Frau nicht von einer Bestie angefallen worden war – sondern eine Bestie war! Asyhra, die Hexenherz-Präsenz. Und Roy Haggerty und Dan Villier waren von ihr und ihrem grausamen Partner, dem Schwarzen Druiden, getötet worden.

Nein, Harrison Valleroy hatte keine Ahnung, daß er durch seine Hilfsbereitschaft das namenlose Grauen in die Basis Alpha gebracht hatte. Zwei fürchterliche Dämonen auf der Jagd nach – Menschenblut.

»Vielleicht gehört sie einer wissenschaftlichen Expedition an«, sagte Liza schwach. Sie glaubte selbst nicht daran.

Er zuckte die Schultern. »Ich muß mit Ferristone sprechen«, sagte Valleroy und schob sich aus dem Bett. »Vielleicht hat sie noch etwas gesagt.«

Nackt, wie er war, wankte er zu dem Metallschrank, der links die Wand des kleinen Krankenreviers der Station verstellte. Dieses Krankenrevier lag im zweiten Untergeschoß der Kuppelstation. Die anderen Bereiche waren alle den Forschungszwecken vorbehalten.

Die Fünfzehn-Personen-Gruppe, die von den amerikanischen Militärs zwar bezahlt wurde, aber nicht als sogenannte Lauschposten-Agenten

fungierten, testete hier oben ein Survival-Programm. Überleben unter Extrem-Umständen. Der Platz war knapp.

»Komm, komm, Harrison, es ist mitten in der Nacht. Ferristone wird schon schlafen… Du weißt, wir alle müssen morgen wieder fit sein.«

Er zog sich mit raschen, knappen Bewegungen an. Liza sah ihm lächelnd und amüsiert zu. Das bemerkte er ganz plötzlich, und jetzt erst ging ihm auf, wie ungezwungen er sich vor ihr bewegte. Er wurde rot. Und mußte ebenfalls lachen.

Er war ein großer, stattlicher Bursche, breitschultrig, muskulös.

Der Vollbart gab ihm ein abenteuerliches Aussehen. Dazu die zerzausten, mittellangen Haare. Und jetzt war sogar wieder ein bißchen Farbe in sein Gesicht zurückgekehrt.

Zwei Minuten später war Harrison Valleroy fertig angezogen. Er trug die Stations-Kombination, leichte Stepphosen, Flanellhemd, keinen Pullover, denn in der Basis war es normalerweise warm genug. Er band die Turnschuhe, richtete sich auf und nickte Liza zu.

Sie verließen das Krankenrevier. Valleroy löschte das Licht. »Hunger«, brummte er auf dem langen Flur draußen. Der Kunststoffbelag und die kahlen Wände ließen das Wort widerhallen. Valleroy spürte ein unangenehmes Kribbeln zwischen den Schulterblättern.

»Alice Bracken und Alan Foster waren heute mit dem Küchendienst dran, du kannst dich also freuen.«

»Oh Mann!« Harrison Valleroy rieb sich die Hände, denn die beiden zauberten wirklich das beste Essen von ihnen allen. Die Erzeugnisse der anderen konnte man am besten noch als – erträglich bezeichnen. »Hoffentlich haben mir meine Kollegen da noch was übriggelassen!«

»Ich hab's ihnen befohlen«, sagte Liza mit einem leisen Lachen.

Er hielt an, zog sie an sich, »Und du hast auf mich aufgepaßt, da unten. Daß ich nicht aus dem Bett falle und mir sämtliche Knochen breche.«

»Sagen wir so: das wollte ich. Und bin trotzdem eingeschlafen.«

Er tat es mit einer Handbewegung ab. Liza hatte gestern einen harten Tag gehabt. Einen Sechs-Stunden-Marsch zur meteorologischen Meßstation hinauf. Ohne Schneeschuhe. Das schaffte.

»Danke«, sagte er.

Ihr Gesicht war so nah vor dem seinen. Ihre Lippen waren feucht und verlockend. Sie roch gut, fand er. Fraulich, aber auch irgendwie nach der grenzenlosen Weite und der Freiheit hier oben.

Er schluckte hart, wollte sie küssen und wußte daß sie dasselbe mit ihm vorhatte. Ihr Gesicht kam näher, sie umarmte ihn und brummte: »Wenn man bei dir nicht alles selber in die Hand nimmt!«

Aber obwohl sie sich jetzt endlich nichts mehr vormachten, kamen sie nicht zu ihrem Kuß.

Den verhinderte ein gellender Schrei, der schaurig widerhallte und Valleroy und Liza buchstäblich auseinanderfahren ließ.

»Guter Himmel, was war das…?«

»Weiß nicht. Komm.«

Er nahm sie bei der Hand. Sie rannten los. Der Aufzug war in Betrieb, aber Valleroy überlegte es sich anders. »Wir nehmen die Treppe. Und machen kein Licht.« Eiswasser schien anstelle des Blutes in seinen Adern zu zirkulieren. Das böse Gefühl, das er gestern Abend plötzlich gehabt hatte, war wieder da. Es war nicht verschwunden gewesen, sondern hatte nur unter einer trügerischen Oberfläche aus Ruhe gelauert. Vielleicht waren daran die Beruhigungsmittel schuld, die ihm Ferristone zweifellos gegeben hatte.

Atemlos und leise erreichten sie das Erdgeschoß der Station. Alles war dunkel – und still. Totenstill. Noch ahnte Valleroy nicht, wie sehr diese Bezeichnung zutraf.

Drei Minuten darauf wurde es ihm grausam vor Augen geführt.

Da fanden sie die erste kopflose Leiche…

***

Es war Elroy Sanchez, der stets zu einem Scherz aufgelegte Mexikaner!

Harrison Valleroy erkannte ihn nur an seiner Kleidung, denn die hatte er auch gestern Abend getragen. Seine Haut wirkte wie brüchiges Pergament, war faltig und runzlig und modrig braun. Kein Tropfen Blut war mehr in diesem Körper, der in einer verrenkten Stellung auf dem Bauch am Boden lag.

Liza hielt sich tapfer. Sie stieß keinen Schrei aus, der sie beide sicher verraten hätte -.

Verraten – an wen? Wer war der unheimliche Killer?

Harrison Valleroy richtete sich auf. »Er hat nicht geschrien. Er muß schon länger tot sein.«

Vorsichtig schlichen sie den Gang entlang. Harrison Valleroy dachte sehnsüchtig an den Gewehrständer neben der Eingangsschleuse.

»Aber noch nicht so lange, daß sein Körper so mumifizieren konnte«, wandte Liza endlich ein. Ihre Stimme klang heiser, man merkte ihr an, daß sie sich wirklich beherrschte, um nicht ihre Nerven zu verlieren.

»Das ist richtig.«

»Harrison…« Sie zögerte, dann sprach sie weiter. »Ich glaube nicht, daß wir es hier mit einem – einem normalen Mörder zu tun haben.«

»Mörder sind nie normal«, gab er ausweichend zurück. Aber sie hatte natürlich recht. Auch er glaubte das nicht. Unwillkürlich mußte er an die Fremde denken!

Niemand begegnete ihnen, als sie sich auf den Weg zum Stations-OP machten. Das war der nächste Weg, deshalb zog Harrison Valleroy ihn

vor. Weiterhin blieb alles geisterhaft still. Draußen winselte noch immer der Sturm. Harrison Valleroys Nerven vibrierten wie überanspruchte Stahlseile.

Im OP fanden sie weitere Leichen!

Die von Dr. Ferristone, der sich offenbar selbst mit einem Skalpell erstochen hatte. Im Raum vor dem OP lagen Lydiss Anderson und Tanja Berger. Eine reißende Bestie mußte sie angefallen haben. Aber Valleroy wußte jetzt, wer diese Bestie war! Es gab nur eine Person, die dafür in Frage kam – die Fremde!

Denn obwohl sie so schwer verletzt *gewesen* war, lag sie nicht auf dem OP-Tisch, und auch sonst war sie nirgends aufzufinden. Valleroy schloß seine flüchtige Durchsuchung der beiden Nebenräume ab und zog Liza mit sich. Ihm war schlecht. Seine Augen brannten, aber er konnte den Tränen nicht freien Lauf lassen. Die Toten waren seine Freunde, seine Kollegen gewesen. Sie hatten fast drei Jahre lang hier oben zusammen gearbeitet, zusammen unmenschliche Strapazen ausgestanden – und jetzt waren sie grausam ermordet!

Das verkraftete er kaum, und auch Liza rang um Fassung. Sie zitterte. Auch Harrison hatte Angst. Eine gemeine Angst, die ihn zu lähmen drohte. Aber soweit durfte er es nicht kommen lassen. Sie durften nicht an einem Ort bleiben. Sie durften dem Feind kein feststehendes Ziel bieten.

Er nahm Liza in den Arm und drängte sie hinaus. Ein Skalpell, das noch auf dem OP-Beistelltisch lag, nahm er mit. Es war momentan seine einzige Waffe.

»Wohin jetzt?«

»Wir holen uns die Gewehre.«

Dem gab es wirklich nichts hinzuzufügen. Sie sprachen auch nicht weiter, denn sie wollten die unheimliche Mörderin nicht auf sich aufmerksam machen.

Jeder von ihnen war hellwach. Bereit, beim geringsten Anzeichen von Gefahr zu reagieren – ganz gleich, wie!

»Wir müssen die anderen wecken!« hauchte Liza.

»Wenn wir sie überhaupt noch wecken können«, versetzte er düster.

»Du meinst…« Sie starrte ihn entsetzt an. »Großer Gott, Harrison…«

Sie huschten durch die Schatten. Die Angst wurde zu ihrem ständigen Begleiter. In den Mannschaftsunterkünften wurden Harrison Valleroys Ahnungen bestätigt. Blutflecken auf den Laken, Umgestoßene Stühle. Minimale Spuren eines kurzen, erbitterten Kampfes.

Blutstropfen auf dem Boden. Eine makabre Spur des Grauens, die hinausführte, in den Korridor.

Liza schluchzte, hob eine Hand und biß in die geballte Faust.

»Harrison…«, stieß sie kläglich hervor. Sie klammerte sich an ihm fest, und er ließ das einen Augenblick lang zu, weil er wußte, sie

brauchte jetzt diesen Halt genauso wie er.

»Wir dürfen nicht hierbleiben«, ermahnte er sie dann sanft.

Sie wischte sich die Tränen weg und folgte ihm hinaus. Harrison Valleroy hatte jetzt das Gefühl, als sei jedes bißchen Wärme aus der Station entwichen. Kälte wogte durch die langen, stillen Flure. Die Kälte des Todes, und das war durchaus logisch, denn dies hier war ja auch zu einer Station der Toten geworden…

***

Sie kamen nicht an ihr Ziel!

Schon nach ein paar Yards hörten sie die beiden Stimmen. Eine dumpfe, männliche und eine etwas hellere weibliche. Sie kamen näher – und keine der beiden Stimmen gehörte zu einem ihrer Kollegen.

»Sie sind zu zweit!« hauchte Liza tonlos.

Der Weg zum Gewehrständer war damit versperrt, denn die Stimmen näherten sich genau aus der Richtung, in die sie gehen wollten.

Valleroy packte Liza und zog sie hinter sich her. Sie tauchten in die Finsternis eines Seitenganges ein. Am hinteren Ende lag der Küchentrakt.

Sie erreichten ihn. Valleroy blickte sich fieberhaft suchend nach einem passenden Versteck um. Fest hielt er das Skalpell in der Hand.

Er würde Lizas und sein Leben wenn nötig so teuer wie möglich verkaufen. Trotzdem, das Gefühl, diese Waffe zu haben, vermittelte keine Sicherheit.

Sie preßten sich hinter einer offenstehenden Tür gegen die Wand.

Lizas Herz schlug rasend. Valleroy spürte das Pochen an seinem Arm, gegen den sie sich drängte.

Die Stimmen kamen näher. Und auch Schritte.

»Bleib hier!« wies Valleroy Liza an.

»Aber du kannst doch nicht…«

»Ich will endlich wissen, was da vor sich geht!« fauchte er.

Dann war er unterwegs. Die beiden Unheimlichen waren an dem Seitengang vorbeimarschiert. Valleroy pirschte sich vor, dann lugte er vorsichtig um die Ecke.

Obwohl er innerlich auf das Schlimmste gefaßt war, zuckte er doch so heftig zusammen, als hätte ihn ein jäher Stromschlag getroffen.

Es waren tatsächlich zwei Gestalten, die den Gang entlangmarschierten.

Eine davon erkannte er trotz des düsteren Zwielichts sofort als die Fremde. Ihr bizarrer, wankender Gang war einfach unverkennbar.

Die andere gehörte einem großen, muskulösen Mann mit roten Stoppelhaaren. Der breite Stiernacken erweckte den Eindruck, als sitze der Kopf direkt auf den Schultern.

Ein makabres Paar.

Die Frau schleifte etwas hinter sich her.

Eine Leiche!

***

Verwesungsgeruch hing in der Kälte des Ganges. Valleroy zog sich zurück. Ihm war schlecht. Das waren keine lebendigen Menschen mehr, sondern – Untote! Vielleicht sogar Blutsauger – Vampire!

Er lehnte sich gegen die Wand, wischte sich den Schweiß von der Stirn. Himmel, was sollte er gegen derartige Gegner bloß unternehmen?

Er hörte ihren sich entfernenden Schritten zu. Und ihrer Unterhaltung, auf die er bisher gar nicht so geachtet hatte, denn dazu war ihm der Schrecken viel zu sehr ins Herz gefahren.

»… werde mich jedenfalls nicht hier aufhalten«, sagte der Mann gerade mit grollender Stimme. »Ich warte nicht ab, bis du dein Beschwörungsritual hinter dich gebracht hast. Meine Aufgabe kann nicht länger als unbedingt nötig warten.«

»Dann wirst du eben ohne mich aufbrechen müssen«, versetzte die Frau ungerührt. »Ich erledige das Ritual. Ich beschwöre die Leichenkutsche aus dem Jenseits und sende sie aus, damit sie Damona King hierher bringt. Lebendig oder tot. Davon bringst du mich nicht ab. Ich will diese Frau haben! Ich will ihren Körper übernehmen. Danach kann ich dir ja folgen.«

»Wie du willst. Beeilen wir uns. Ich sehe mich noch in den anderen Sektoren der Station um… Aber ich glaube nicht, daß noch einer von diesen Menschen-Würmern lebt und sich irgendwo versteckt.«

Valleroy hatte genug gehört. Er drehte sich um und hetzte den Korridor zurück. Er mußte Liza warnen. Sie brauchten ein neues Versteck. Auf dem Rückweg würden die Unheimlichen bestimmt auch in die Küche kommen.

Liza blickte ihm angsterfüllt entgegen. Er berichtete ihr kurz. Gemeinsam eilten sie durch die nächtliche Station. Der Tod schien allgegenwärtig zu lauern. Eine reale Bedrohung für alles Lebendige.

»In den neuen Stollen…«, entfuhr es Liza. Abrupt blieb sie stehen.

»Wir verstecken uns unten, in den neuen Stollen…«

Der Vorschlag war so gut wie jeder andere. Valleroy hatte aus der Stimme des Unheimlichen herausgehört, daß er die Suche nicht mehr sonderlich konsequent durchführen wollte. Vielleicht war das ihre Chance.

Sie suchten noch einmal die Mannschaftsunterkünfte auf und rafften Winterkleidung, Decken und Notproviant, den sie in einem Spind fanden, zusammen. Dann stürmten sie los. Zur Treppe. Dort brannte ein Notlicht. Blutrot war der Schein dieses Lichts.

Sie rannten die engen Stufen hinunter.

Valleroy dachte flüchtig an die Gewehre. Er brauchte keine. Er war davon überzeugt, daß er damit und mit normalen Kugeln nichts gegen diese Ungeheuer in Menschengestalt ausrichten konnte. Eine andere Waffe mußte her. Aber welche…?

Als ihm die Flammenwerfer einfielen, war es fast zu spät.

Sie waren im zweiten Untergeschoß. Valleroy stoppte. Er drückte Liza seinen Packen in die Hände. »Los, geh du schon vor. Ich hole uns noch Waffen.«

Er gab ihr einen Stoß, der sie taumelnd weiterlaufen ließ.

Die Flammenwerfer fand Valleroy in der Versuchsstation III. Keuchend jagte er damit bepackt hinter Liza her. In den nicht ausgebauten Teil der unterirdischen Anlage. Eine Wandverschalung war nur locker eingesetzt, um die schlimmste Kälte draußen zu halten. Niemand hatte hier ein Versteck schaffen wollen, aber es war eines, und es würde reichen müssen. Etwas besseres fanden sie wahrscheinlich nicht mehr.

Valleroy schob die Wandverschalung beiseite und schlüpfte durch den engen Spalt. Dann fügte er das große Teil fugenlos ein. Zitternd stand er in dem engen Stollen, den zwei seiner Kollegen seit einigen Tagen durch das blanke Eis vorangetrieben hatten.

»Liza!«

»Hier bin ich.«

Valleroy tappte durch die Finsternis, bis er gegen Liza stolperte.

Sie weinte. Ihr ganzer Körper zuckte unter den Schluchzern. Sie schaffte es einfach nicht mehr, ihre Beherrschung zu wahren.

»Es ist wahr, oder? Nur wir beide leben noch«, sagte sie stockend.

Er nickte. »Ja.«

»Warum wir? Ich verstehe das nicht…«

»Sie haben sich erst die oberen Bereiche vorgenommen. Möglicherweise wissen sie gar nicht, daß es hier auch noch unterirdische Stockwerke gibt.« Er zuckte die Schultern. Liza hielt sich zitternd an ihm fest. Eine ganze Weile standen sie so in der Finsternis. Die Zeit verging. Valleroy spürte, wie er ruhiger wurde.

Er dachte an die Worte der Unheimlichen. Sie wollten sich trennen – schon bald. Und die Frau wollte ein Beschwörungsritual vornehmen. Was es mit der Leichenkutsche aus dem Jenseits auf sich hatte, das wußte er nicht. Das war ihm auch egal. Aber dafür wußte er um so sicherer, daß er seine Chance bekommen würde, wenn er und Liza nur lange genug am Leben blieben.

Sie mußten sich still verhalten. Abwarten, bis sich die beiden Unheimlichen trennten. Im Verlauf des Beschwörungsrituals – oder danach – konnte er dann zuschlagen. Das sagte er Liza. Sie nickte hastig.

Die Zeit des Wartens begann. Einmal waren draußen Schritte zu

hören. Dann klappte eine Tür. Stille kehrte wieder ein. Sie waren nicht entdeckt worden. Noch immer nicht.

Valleroy alterte in diesen Minuten bestimmt um Jahre. Wenigstens kam er sich so vor. Irgendwann wurde ihm so kalt, daß seine Zähne aufeinanderklapperten. Er zog sich wärmere Hosen an, zwei Pullover. Liza tat es ihm gleich. Sie schlüpften in dicke, gesteppte Anoraks und streiften sich auch wollene Skimützen über. Und Valleroy ließ die Flammenwerfer nicht aus den Händen. Feuer würde diese Monstren wegputzen. Er glaubte fest daran.

Was in dieser Zeit oben vor sich ging, konnte er nur erraten.

Hin und wider glaubte er, fern, dumpf, leisen Singsang zu hören.

Ein grauenerregendes Knurren und Röcheln, schrille und spitze Schreie… Ein Rumpeln und Knarren und Fiepen und Hecheln, das nicht von dieser Welt stammen konnte. Dort oben waren der Hölle sämtliche Pforten geöffnet worden. Nie hätte Valleroy gedacht, daß so etwas möglich sein könnte. Die beiden Menschen klammerten sich in ihrem Eis-Versteck aneinander, wärmten sich gegenseitig, hielten sich eng umschlungen, und ihre gegenseitige Nähe bewahrte sie davor, hier unten wahnsinnig zu werden!

Valleroy verwünschte sich, weil er vergessen hatte, eine Uhr mitzunehmen. Jegliches Zeitgefühl kam ihm abhanden. Auch das Zählen der Sekunden half nichts, denn beim geringsten Geräusch unterbrach er sich und lauschte und vergaß, wie weit er mit seinem Zählen gekommen war. Das Eis ringsum schien zu leben. Immer wieder knisterte oder knackte etwas. Manchmal hörte es sich sogar wie Schritte an.

Es waren grauenvolle Ewigkeiten!

Aber irgendwann war das ferne Grollen und Rumoren verstummt, und auch die Ahnung grausiger Blut-Rituale verging. Valleroy glaubte, daß seine Zeit gekommen war.

»Ich gehe«, sagte er hart. »Wir können nicht ewig hier unten bleiben und uns wie Ratten verkriechen.«

»Ich komme mit.«

Er konnte es ihr nicht verbieten. Liza war alt genug. Sie strich über seine Wange. Er nahm die hübsche junge Frau in die Arme und küßte sie. Es war ein verzweifelter Kuß. Dann brachen sie auf.

Vorsichtig stiegen sie die Treppe hinauf. Alles still. Und hell.

Draußen mußte mittlerweile Morgen sein. Aber das Wüten des Sturms – es war entweder die ganze Nacht über nicht verstummt, oder schon wieder von neuem losgebrochen.

Valleroy hörte die Stimmen trotz des Fauchens und Winselns der Natur, orientierte sich daran und tastete sich darauf zu. Liza blieb hinter ihm. Er bekam die Gesprächsfetzen einer Unterhaltung mit.

Zwei Frauen. Was hatte das jetzt wieder zu bedeuten? Er verstand

nur die Hälfte. Es ging um eine Auseinandersetzung.

Er legte Tempo zu. Seine und Lizas Turnschuhe verursachten auf dem Boden kein Geräusch.

Das Grauen der Zauber-Beschwörung war noch allgegenwärtig.

Ein Hauch, eine Ahnung, die in besonders düsteren Ecken kleben geblieben war – wie kalter Rauch. Kälte strich durch die langen Korridore der Station, und das zeigte ihm, daß wahrscheinlich die Schotts geöffnet sein mußten.

Je näher er dem großen Eingangsraum kam, in dem sich die Frauen aufhalten mußten, um so langsamer kam er voran. Es war wie ein Zwang. Die Luft schien ihn mit unsichtbaren, kleinen Krallen festzuhalten. Ein Bann… Ein Zauberbann …

Er hörte alles, was gesagt wurde, spürte, daß dort vor ihm, um die Korridorbiegung, eine Entscheidung von gewaltiger Tragweite bevorstand, wollte dabei sein, eingreifen, wenn möglich, denn das Gegenüber der unheimlichen Mörderin schien zu verlieren…

Er spürte es. Er riß sich vorwärts. Kam taumelnd zwei Schritte weit, sah im nächsten Sekundenbruchteil um die Ecke… Da lagen die reglosen Körper seiner Kollegen … Ihre Köpfe … Auch Blutflecken sah er.

Und einen schwarzen, faustgroßen Gegenstand, der durch die Luft schwebte und zurückkroch in den Körper der Unheimlichen! Hinter ihm keuchte Liza. Er spürte, wie der Bann wieder zupackte, konnte nicht reagieren, nur zuschauen – und sah Dinge, die sein Verstand kaum verdauen konnte. Die Mörderin erhob sich wieder. Schaurig war ihr Stöhnen.

Splitternackt und als wäre nichts geschehen, richtete sich das Zerrbild eines menschlichen Körpers wieder auf. Die andere Frau ließ sie nicht aus den Augen. Ihr schien der Bann jetzt nicht mehr so viel auszumachen. Valleroy atmete gepreßt. Vor seinen Augen flirrten Blitze. Unendlich langsam brachte er den Flammenwerfer hoch.

Sie gehört mir, wollte er schreien. Für meine Freunde, für meine Kollegen… Sie gehört mir…! Mir!

Aber kein Laut kam über seine Lippen.

Er starrte die andere Frau an. Schwarzhaarig, wirklich bildhübsch und geheimnisvoll. Dunkle, grüne Augen, die langen, seidigen Haare kohlrabenschwarz. In den abgewetzten, engen Jeans und der zerknautschten braunen Lederjacke mit Lammfellfütterung wirkte sie katzengeschmeidig, gefährlich – wie ein Panther. Der Vergleich paßte, obwohl er auf den ersten Blick kitschig und trivial wirkte.

Diese Frau war Damona King, er wußte es aus der Unterhaltung der beiden, und sie war die Gegnerin der Fremden.

Das alles wußte Valleroy, aber die Szenerie war für ihn buchstäblich eingefroren. Die Frauen gingen auf den Eingang zu. Damona King

öffnete. Und die Mörderin gab noch immer nicht auf.
»Überleg, was du tust«, sagte sie mit hypnotischem Zwang in der Stimme. Sie strahlte diesen verfluchten Bann aus! Valleroy knirschte mit den Zähnen. Schweiß drang ihm aus den Poren. Höher bekam er die Waffe.
»Kein Wort mehr!« befahl Damona King.
Da konnte auch Valleroy wieder reden und – handeln. »Es gibt auch nichts mehr zu überlegen!« stieß er hervor und federte los und riß den Flammenwerfer hoch.
Gleichzeitig wurde das Eingangsschott aufgestoßen, ein riesenhafter Schatten katapultierte sich herein…
Kirgaal-Chan!
Der Fürst der Höllenengel mußte draußen gelauert haben und nutzte jetzt die einmalige Gelegenheit, als das Schott entriegelt wurde!
Begleitet von wirbelndem Schneegestöber und einem Schwall eisiger Luft warf er sich gegen das Hindernis, bekam es auch auf, und ein weiterer jäher Sprung trug ihn in die Station herein.
Damona gelang es gerade noch, sich in Sicherheit zu bringen, sonst wäre sie von dem massigen Ungeheuer in der schwarzen Höllenrüstung buchstäblich überrannt worden. Aber obwohl sie so gedankenschnell zur Seite steppte, streiften die Spitzen der großen Federschwingen noch ihr Gesicht. Ein peitschender Schlag, der ihre Wange brennen ließ. Damona prallte mit dem Rücken gegen die Wand, stieß sich aber gleich wieder ab und verlor keine Zeit.
Der Höllenengel raste auf Asyhra zu! Die Flügel trieben den muskelstarrenden Körper wie ein Torpedo auf die Dämonische zu, die vor Schrecken starr stand, die Hände halb abwehrend erhoben.
Damona sah, daß sie zu spät kam. Schon packte Chan zu, riß Asyhra vom Fleck weg hoch. Ein dünner Schrei flog von ihren Lippen.
Der Mann und die Frau, die so überraschend ins Spiel gekommen waren, reagierten jetzt endlich auch.
Ein grellroter Feuerstrahl fauchte dem Höllenengel entgegen.
Trotz der Enge des Stationsraumes gelang es ihm aber, elegant auszuweichen. Ein einziger Hieb mit den Flügeln wischte die beiden Menschen von den Füßen.
Damona war nahe genug. Der Höllenengel riß sich herum.
Asyhras zerschmetterter Körper hing schlaff im Griff seiner rechten Hand. Der Höllenengel hatte diesmal offenbar auf seinen Elbbogen verzichtet und wollte diesen Kampf ganz ohne Waffen hinter sich bringen. Verständlich, denn bei seiner letzten Auseinandersetzung mit Damona hatte er vor seinen Höllenengeln nicht gerade eine glückliche Figur gemacht. Damona hatte dem Fürsten ganz schön gezeigt, was eine Harke war. Er kam!
Glutrot leuchteten die Augen in den Sichtschlitzen des Helmes.

Pfeifend wich die Luft beiseite, wurde von dem irrsinnig schnellen Körper verdrängt.

Der erste Schlag!

Damona lag platt auf dem Boden, und Kirgaal-Chan wurde über sie hinweggeschleudert. Sein Fausthieb ging ins Leere und entrang dem Monstrum einen wütenden Knurrlaut.

Er ließ Asyhra fallen, sank ebenfalls herunter, wobei sich seine Schwingen zusammenfalteten.

Damona rollte herum, hielt die Luger im Combat-Anschlag und zielte auf die Glutaugen des Dämons.

Er blieb nicht stehen. Ein kraftvoller Sprung schnellte ihn vor. Dieses Mal konnte Damona nicht mehr ausweichen. Der Höllenengel war da, griff nicht nach ihr, packte nicht zu, sondern walzte sie nach hinten. Ein Schrei gellte dabei, der ihr das Blut in den Adern gefrieren ließ. Nicht der Unheimliche hatte ihn ausgestoßen, sondern die Frau, die offenbar zu den Überlebenden des Massakers in dieser Station gehörte. Damona und Kirgaal-Chan überrollten nämlich auch sie. Ein Bündel aus peitschenden Schwingen, Armen und Händen, Leichenhaut schabte über Damonas Gesicht. Ihre linke Hand ruderte fahrig herum, die Rechte hielt weiterhin die Luger…. Eine einzige gute Chance … Aber momentan überschlug sie sich und hatte genug damit zu tun, dem Höllenengel nicht in die zupackenden Pranken zu geraten.

Er grabschte förmlich nach ihr, wie eine Katze nach der Maus grabscht. Bloß war Damona raffinierter – und schneller. Sie wich aus, fühlte die Klauen kalt an sich vorbeipfeifen – und hielt plötzlich den Flammenwerfer der überrannten Frau in der Hand.

Sie riß ihn herum, fand den Abzugshebel in dem Sekundenbruchteil, in dem sich Kirgaal-Chan endgültig auf sie warf, sein Knochengesicht dicht über ihr hing, das Maul aufklaffte, weil er ihr wahrscheinlich irgend eine Gemeinheit an den Kopf werfen wollte…

Aber keine Gemeinheit drang aus dem schwarzen Schlund, sondern ein orgelnder, blendend heller Feuerstrahl peitschte hinein!

Damona hatte dem Höllenengel im wahrsten Sinne des Wortes Zunder gegeben, und das veränderte die Sachlage gewaltig zu ihren Gunsten.

Der Fürst der Höllenengel zuckte zurück! Seine Hände hieben hoch, schlugen nach den roten Flammenzungen, die über sein Gesicht tanzten. Damona zog den Hebel des Flammenwerfers abermals zurück, wobei sie auch rückwärts wegkroch, um genügend Distanz zwischen Chan und sich zu haben.

Der Fürst stieß sich ab. Seine Schwingen traten in Aktion, breiteten sich rasend schnell aus und ein einziger Schlag damit beförderte ihn weg. Als Schemen huschte er dicht über den Boden. Noch immer brannte sein Gesicht. Damona sprang auf die Füße, sah beiläufig auch

den bärtigen Mann hochspringen, und beide jagten sie dem Höllenengel nach. Dessen Dienerinnen waren offenbar doch nicht zu weit entfernt geblieben! Fiepende und gellende Laute am Eingang zeigten an, daß er zumindest eine Art Eskorte mitgebracht hatte.

Mitten im Flug schnellte eine Krallenhand hinunter und angelte die wimmernd am Boden liegende Asyhra. Er schleifte sie mit, riß sie dann hoch, erreichte das Schott, mußte abbremsen, denn es war zu eng, als daß er einfach in voller Fahrt hinausstoßen konnte.

Damona holte alles aus sich heraus. Eine einzige Chance hatte sie sich gewünscht – jetzt war sie da. Der Höllenengel hatte einen gewaltigen Feuerschlag mitten in die widerwärtige Fratze zu verdauen, floh voller Panik…

Große Sätze ließen Damona förmlich hinter dem Monstrum herfliegen. Den Flammenwerfer hob sie feuerbereit mit beiden Händen vor der Brust, die Luger hatte sie achtlos fallenlassen. Gegen Silberkugeln war er offenbar immun, aber dieses Feuer schmeckte ihm nicht.

Sie zog den Feuerhebel zurück. Fauchend orgelte der Strahl hinter dem Engel des Bösen her, leckte über das gesträubte Gefieder seiner Flügel, setzte Funken darin fest – und mit einem häßlichen Pufflaut loderten Feuerzungen hoch. Kirgaal-Chan schrie jetzt vor Schmerzen, krümmte sich, allerdings ohne seine Flucht zu unterbrechen. Er stürzte kopfüber in das Nichts des Schneetreibens hinaus, überschlug sich, peitschte sich hoch, wobei er Asyhra mühelos mit sich trug. Sie wehrte sich nur schwach. Aber diesmal war es die echte Asyhra, kein Trugbild, kein Phantom, das sie mit ihrer schwarzen Magie hatte entstehen lassen.

Zwei Höllenengel stellten sich Damona entgegen, schützten den Rückzug ihres Herrn und Meisters mit ihren eigenen Körpern. Damona putzte sie weg. Der heiße Feuerstrahl hüllte sie ein und atomisierte sie.

Damona behielt Chan im Auge. Er kam nicht weit. Sein rasender Steigflug endete, dann sank er wieder dem Boden entgegen eine leuchtende Feuerspur hinter sich herziehend. Sein rechter Flügel brannte – brannte –Die anderen Höllenengel flohen. Daß ihr Herr dermaßen Fersengeld gab, schockierte sie dann doch. Das rettete ihnen ihr verruchtes Höllendasein. Damona jagte ihnen noch einige kurze Feuerstöße hinterher, dann waren sie in dem wirbelnden, tanzenden Weiß des Schneesturms untergetaucht.

Sie atmete schnell. Hinter ihr kamen Schritte, dann war der bärtige Mann da.

»Du liebe Güte – was sind Sie für eine Frau!« stieß er atemlos heraus. Eine blutige Schramme an seiner Stirn zeigte, daß er ziemlich schmerzhaft mit dem Boden Bekanntschaft geschlossen haben mußte.

Der überraschende Angriff des Höllenengels hatte ihn voll erwischt.

»Wir müssen ihm nach«, sagte Damona und starrte noch immer auf die weiter sinkende Leuchtspur.

Der Mann schaute in die gleiche Richtung. »Sie meinen…«

Damona gab ihm keine Antwort. Das Jagdfieber stachelte sie an.

Sie rannte los. Das Schneetreiben verwischte ihr die Sicht. Der Bärtige holte sie ein, packte sie am Jackenärmel und hielt sie fest.

»Vielleicht will er das nur«, keuchte er. »In diesem Schneesturm haben sie keine Chance. Nicht in dieser lächerlichen Kleidung, nicht ohne Kompaß.«

»Er darf nicht entkommen«, stieß Damona trotzig heraus und wollte sich losreißen. Doch er hielt eisern fest.

»Sie laufen direkt auf den Abgrund zu… Da vorn ist das Plateau zu Ende. Es geht mindestens zweihundert Yards steil in die Tiefe…«

Das überzeugte. Sie wischte den Schnee aus dem Gesicht, blinzelte, merkte, wie ihre erhitzten Wangen rasch abkühlten, denn hier draußen herrschte jetzt wirklich eine teuflische Kälte. Der Höllenkaiser Satan selbst mußte sie über das Land gezaubert haben.

Sie ging mit dem Mann in die Station zurück. Ein letzter Blick rückwärts zeigte ihr, daß der Feuerschein verschwunden war. Dichte Schneeschleier hängten sich zwischen Damona und ihren Erzgegner. Nebel kroch zusätzlich aus Rissen und Spalten im Schnee, wogte über den Boden und sorgte dafür, daß das graue Nichts wirklich vollkommen war. Kaum eine Handspanne weit konnte man jetzt sehen, und schon wußte sie nicht mehr, in welcher Richtung die Station lag.

Dabei stand sie fast vor dem offenen Schott.

Der Mann drängte sie hinein, schloß die niederen, runden Schleusen und atmete durch.

»Valleroy«, stellte er sich vor. »Ich heiße Harrison Valleroy.«

Damona nickte. »Damona King.«

»Und das ist Liza Mitchell.«

Valleroy war Damona sympathisch, aber sie war unaufmerksam, hörte nur mit halbem Ohr zu, als ihr der Mann erklärte, daß sie den Schneesturm auf alle Fälle abwarten mußte, bevor sie sich an die Verfolgung machen konnte.

Er merkte es und räusperte sich.

»Ich bringe Ihnen robustere Kleider, einen Kompaß und den anderen Flammenwerfer«, sagte Liza Mitchell, wobei sie eine Antwort erst gar nicht abwartete, sondern losging.

»Ich weiß nicht, wie Sie hierher gekommen sind«, brummte Valleroy, »aber darf ich Ihnen vielleicht klarmachen, daß Sie hier im Himalaja sind? Eine Verfolgungsjagd unter den Wetterbedingungen ist schlicht und einfach…«

»Mein Freund ist irgendwo da draußen. Der Höllenengel hat ihn.«

Nur diese Worte sagte Damona, aber es genügte.

Valleroy nickte müde. »Das ist etwas anderes.« Er seufzte. »Aber Sie scheinen diese – diese Ungeheuer zu kennen? Ich meine, Ihr ganzes Verhalten… Sie reden darüber, als seien sie eine alltägliche Bedrohung …«

»Das sind sie auch – für mich. Verlangen Sie aber jetzt nicht, daß ich es Ihnen lang und breit erkläre. Akzeptieren Sie es einfach.«

»Immerhin habe ich diese Wahnsinnsbiester mit eigenen Augen gesehen – und erlebt.« Er schreckte noch immer davor zurück, auf die Leichen seiner Kollegen zu zeigen. Aber er spielte darauf an. Damona spürte es.

»Warum haben Sie sie verschont?«

»Liza und ich waren im Krankenrevier unten. Im zweiten U-Geschoß. Wir sind rechtzeitig genug aufmerksam geworden und haben uns versteckt, nachdem wir festgestellt haben, daß sie alle anderen umgebracht hatten.« Er machte eine Pause. »Es waren zwei. Diese Horror-Frau, die Sie Asyhra genannt haben, war nicht allein.« Er erzählte kurz von dem massigen Mann und der Unterhaltung der beiden Dämonischen, die er belauscht hatte.

»Der Schwarze Druide«, murmelte Damona.

»Er muß die Station schon im Morgengrauen verlassen haben.«

»Zweifellos«, bestätigte Damona, »sonst hätte er bestimmt eingegriffen.«

Liza Mitchell kehrte mit einem ganzen Armvoll Kleider zurück.

»Probieren Sie sie an. Das, was paßt, nehmen Sie. Alice, Tanja und Lydiss brauchen ihre Kombinationen nicht mehr.« Sie kämpfte gegen die Tränen an.

»Danke«, sagte Damona und machte sich an die Arbeit. Schon die erste Kombination aus Stepp-Material paßte wie maßgeschneidert.

Sie streifte sie über die Jeans, probierte die dicken Wollpullover, entschied sich für einen, der ihr genügend Bewegungsfreiheit ließ und zog auch ihn an. Darüber kam schließlich und endlich wieder ihre Lederjacke. Liza reichte ihr noch eine Ski-Mütze aus einem elastischen Wollstoff, die wie eine Maske ihren Kopf und ihr ganzes Gesicht bedeckte. Nur die Augen blieben frei, und darüber kam dann die Schneebrille. Auch diese wurde ihr von Liza hingehalten.

»Trotzdem, ich bleibe dabei – es ist Wahnsinn. Nebel und Schnee blenden Sie. Das Wetter ist unberechenbar. Es kann entweder tagelang so bleiben – oder aber auch plötzlich wieder umschlagen. Gletscherspalten tun sich auf – und schließen sich. Das ganze Gelände wechselt dauernd sein Gesicht. Dazu die dünne Luft. Normalerweise braucht man Zeit zur Akklimatisierung.«

Er unterbrach sich, starrte sie an.

»Ich habe keine Zeit, Harrison«, erwiderte sie einfach. »Verstehen Sie das endlich. Und ich weiß durchaus, was ich riskiere. Aber es muß sein. Ich habe keine Wahl. Irgendwo in dieser Hölle da drau- ßen ist Mike…«

Hoffentlich lebt er noch, setzte sie in Gedanken hinzu. Große Hoffnungen konnte sie sich eigentlich kaum mehr leisten.

Damona hob ihre Luger auf und überprüfte kurz das Magazin.

Noch zwei Silberkugeln. Aber sie hatte noch zwei Reservemagazine.

Die mußten genügen. Ja, und natürlich der Flammenwerfer.

»Haben Sie eine Schulterhalfter?«

»Ja. Moment, ich hole Ihnen das Ding.« Harrison Valleroy gab es endgültig auf. Ihm war deutlich anzusehen, daß er ihr Verhalten zwar respektierte, allerdings unter Vorbehalt. Er hielt es für aussichtslos.

Ein paar Minuten später war Damona fertig. Der Sturm heulte durch die zerschlagenen Fenster und trug auch Schneeflocken mit sich herein. Liza fröstelte, als sie Damona noch den Kompaß gab.

»Funktioniert Ihr Funkgerät noch?«

Valleroy blickte sie überrascht an. »Ich habe noch nicht nachgesehen. Moment.« Gleich darauf kehrte er zurück. »Ja, Gott sei Dank.«

»Dann rufen Sie Hilfe herbei. Sie sollen einen Helikopter schicken, sobald das die Witterungsverhältnisse zulassen.«

»Ich könnte Sie begleiten, aber…«

Damona schüttelte energisch den Kopf. »Sie bleiben hier. Es genügt, wenn ich Dummheiten mache, oder?« Sie schenkte ihm ein bezauberndes Lächeln, legte ihm und Liza die Hand auf die Arme und drehte sich dann um. »Der Helikopter soll zwei Tage auf mich warten. Wenn ich dann nicht zurück bin…« Sie atmete tief durch – »kann er starten. Und Sie verständigen bitte die Leute, die ich Ihnen hier aufschreibe. Tun Sie mir den Gefallen?«

»Klar.« Valleroys Stimme war rauh.

Damona kritzelte den Namen des alten Henrys auf ein Blatt Papier. Henry, der alte Butler, die gute Seele von Kings Castle, war für Damona so etwas wie ein Ersatzvater, denn ihre richtigen Eltern waren an ihrem 21. Geburtstag von einem skrupellosen Hexenjäger getötet worden. Vor allem anderen hatte er ein Anrecht darauf, wenigstens zu erfahren, wo sie gestorben war, nachdem sie auf so geheimnisvolle Weise von Kings Castle verschwunden war.

Liza Mitchell und Harrison Valleroy begleiteten sie an den Eingang.

Valleroy starrte sie noch einmal forschend an, als sie sich die Hände schüttelten. »Sie geben niemals auf, nicht wahr?«

Damona zückte lakonisch die Schultern.

Als Antwort genügte das allemal.

»Denken Sie daran – zwei Tage. Ab morgen gerechnet.«

Sie schnallte sich die Schneeschuhe an und stapfte los. Das

Schneetreiben wurde stärker. Wind zerrte an Damonas robuster Kleidung.

Schon bald war sie nur mehr ein Schemen inmitten der wirbelnden Flocken, dann verschwand sie ganz. Genauso geheimnisvoll, wie sie aufgetaucht war.

***

Der Fürst der Höllenengel war außer sich vor Schmerzen und bestialischer Wut! Sein Haß auf Damona King und alle Menschen wuchs ins Uferlose. Er stürzte ab. Sein rechter Flügel hing als verkohlte Masse herunter. Nicht einmal mehr bewegen konnte er ihn!

Verbissen hielt Kirgaal-Chan Asyhra umklammert, die sich jetzt nicht mehr wehrte, denn wenn er sie in dieser Höhe fallen ließ, dann würde sie in Schnee und Eis enden.

Mit seiner freien Hand aber holte er dennoch den schwarzen Reif aus einer Brusttasche seiner Rüstung hervor. Diesen Reif hatte ihm Asmodis bei ihrer letzten Zusammenkunft gegeben – er war speziell für Asyhra angefertigt und würde dafür sorgen, daß sie ihre gewaltigen schwarzmagischen Kräfte nicht mehr einsetzen konnte. Wenigstens nicht, solange sie ihn trug. Abnehmen aber konnte sie ihn aus eigener Kraft nicht, dafür sorgte ein mächtiger Schwarzer Zauberspruch.

Er streifte ihr den Reif mit einer raschen Bewegung über den Kopf ihres Wirtskörpers. Sie schrie überrascht auf, begriff dann – der Körper spannte sich an und fiel wieder schlaff in sich zusammen.

»Hund!« knirschte Asyhra durch das eisige Schneetreiben. »Du vernichtest uns beide! Ich hätte uns vielleicht aus diesem Schlamassel herausholen können…«

»Ich kenne deine Tricks!« grollte er mit Grabesstimme.

Wenn er hier zugrunde ging, dann würde sie mit ihm verenden.

Sie würde nicht wieder davonkommen, wie damals, als sie ihn an seine Feinde verkauft hatte.

Und wenn er diese Hölle überlebte, dann würde er sich ihrer ganz speziell annehmen. Er hatte sehr viel Zeit gehabt, sich über ihre Folterung tausend Gedanken zu machen.

Zuerst würde er sie dem Ghoul vom Galgenberg überlassen…

Und dann…

Er schnalzte genüßlich mit der dicken, schwärzlichen Stummelzunge.

Asyhra mochte spüren, was ihn belegte, Sie zitterte – und das wohl kaum wegen der Kälte. Oder weil er noch immer in einem steilen Sturzflug in die grauschwarze, aufgewühlte, brodelnde Tiefe jagte.

Er hatte keine Angst. Seine dämonischen Sinne sagten ihm, daß der Boden und somit der Aufprall noch fern waren. Noch hatte er Zeit, seinen Sturz abzufangen. Aber er wollte Asyhra ängstigen. Er wollte,

daß sie glaubte, jetzt sei gleich alles vorbei…

Er verbiß seine Schmerzen. Er war ein Wesen der Hölle. Gefühle kannte er nicht. Auch diese Schmerzen konnte er ausschalten, wenn er es nur fest genug wollte.

Der rechte Flügel war vernichtet.

Wahrscheinlich würde er nie wieder normal fliegen können. Es sei denn – Asmodis gewährte ihm seine Gunst und erschuf ihm einen neuen Flügel. Aber daran wollte er nicht denken. Der Fürst der Hölle hatte schon genug für ihn getan. Er war nicht undankbar. Feuer!

Ausgerechnet mit Feuer hatte sie ihn attackiert!

Er haßte alles, was hell und licht war.

Aber selbst mit dieser grausigen Verletzung war er nicht hilflos, sondern stark genug, den jähen und wütenden Sturmböen, die ihn abdrängen wollten, und dem treibenden Schnee zu trotzen. Kraftvoll fing er seinen Sturz endgültig ab, peitschte sich mit seinem unverletzten linken Flügel wieder hoch, ging in einen ausdauernden Schwebeflug über. Er hörte die wehmütigen Ultraschallschreie seiner Dienerinnen bereits, die verzweifelt nach ihm Ausschau hielten.

Der Unterschlupf war noch Meilen entfernt, aber er würde ihn erreichen.

Er würde ihn erreichen.

Aber nicht allein. Und auch nicht nur mit Asyhra. Nein, er würde auch Mike Hunter mitbringen, den seine dummen Untergebenen zurückgelassen hatten, wie ihm gleich darauf, als der Kontakt hergestellt war, mitgeteilt wurde.

Der Höllenengel änderte den Kurs. Mit verzweifelter Kraft flatterte er wieder hinauf, erreichte auch tatsächlich das Plateau, auf dem Mike Hunter an seinem Kreuz hängen mußte, und landete in einer aufspritzenden Schneefontäne.

Der Höllenengel hatte landen müssen. Er war erschöpft. Er hatte sich überschätzt. Hatte sich zu viel zugetraut. Dazu Asyhras Gewicht… und dieser Sturm. Er konnte nicht mehr weiterfliegen. Wie aus einem gigantischen Sack geschüttet, fielen die weißen Flocken herunter und überzogen das Land mit einem weichen Leichentuch.

Chan stemmte sich gegen den Sturm und stapfte durch den hüfthohen Schnee. Ein riesengroßer, schwarzer Schemen – ein Monstrum inmitten dieses trüben grauen Nichts.

Sein Gesicht juckte und kribbelte dort, wo ihn der erste Feuerschlag getroffen hatte. Sein Knochenmaul war schwarz verkohlt.

Gut, er war weder geblendet noch ernsthaft verletzt worden – nicht im Gesicht. Der Helm hatte das Schlimmste verhindert. Aber der verbrannte Flügel schmerzte noch immer. Reißende Feuerströme schienen darin zu wühlen und zu brodeln. Es wurde immer schlimmer, so sehr er sich auch anstrengte, das zu ignorieren.

Der Haß auf Damona King war es, der ihn aufrecht hielt und vorantrieb. Wie eine Maschine. Wie ein Roboter.

Vor ihm tauchte das Gerüst auf. Es war halb umgeknickt.

Mike Hunter hing bewegungslos daran.

***

Als er einmal kurz erwachte, fand er die Kälte gar nicht mehr unangenehm. Er hatte Kopfschmerzen und verspürte Übelkeit.

Und wenn er weiterhin so zitterte, dann würde er bestimmt demnächst ein Gebiß brauchen. Dann waren nämlich seine Zähne hin.

So unglaublich es selbst für Mike Hunter war, in dieser tödlichen Falle noch an solcherlei Dinge denken zu können er tat es. Und beim Stichwort Gebiß folgte als nächstes in der Assoziationskette automatisch Zahnarzt.

Zahnärzte waren ihm ein Greuel. Er drückte sich davor, wo und wie es nur ging. Die mochte er fast so herzlich wie Kirgaal-Chan.

Er war müde. Er wollte schlafen. Weiterschlafen. Dabei wußte er im nächsten Moment wieder, daß das sein endgültiger Tod sein würde. Er mußte sich in Bewegung halten, irgendwie. Aber wie vollbrachte man das Kunststück, wenn man an ein Kreuz gefesselt war?

Einmal sah er sogar Damona vor sich. Sie redete auf ihn ein, schüttelte ihn.

Seine Lider klappten zu, und Damona war verschwunden. Schlafen. Er wollte nur noch schlafen. So müde. Sie hob seine Lider an.

Sie war noch immer da. Aber er konnte nicht lange genug hinsehen.

Die Schwärze holte ihn zurück. Da war nur noch Schlaf und Vergessen…

… und plötzlich wieder ein jähes Erwachen.

Dieses Mal, weil er wütend in den Schnee geschleudert wurde.

Seine Handgelenke brannten. Rohes Fleisch hing in Fetzen davon weg. Also mußte er doch versucht haben, in Bewegung zu bleiben.

Als Mike Hunter mit einem kehligen Stöhnen die Augen aufriß, sah er Krigaal-Chan drohend über sich aufragen. Der Höllenengel sah schlimm aus.

Aber Kirgaal-Chans Arme und Hände waren in Ordnung, und die benutzte er, um Mike Hunter hochzuzerren.

»Was willst du denn noch?« krächzte Mike.

Er fühlte sich leicht. Aber das kam daher, daß ihn der Höllenengel hochhielt und weiter schüttelte.

»Ich will dich! Du sollst büßen, was mir deine Freundin angetan hat…«

Zuerst begriff Mike nichts. Dann sickerte es in seinen Verstand.

»Sie hat dir… deine … Flügel gestutzt?«

Darauf ging der Höllenengel gar nicht ein. »Ich werfe dich zusammen

mit Asyhra dem Ghoul vom Galgenberg vor… Er soll euch zerfetzen, und…«

Erst jetzt sah Mike Hunter den schwarzen Klumpen im Schnee, der sich gleich darauf als Asyhras Wirtskörper erwies. Mikes Augen tränten. Sein Gesicht war von der Kälte ganz blau. Seine Lippen gehorchten kaum mehr. Den Rest seines Körpers spürte er schon überhaupt nicht mehr. Er war erledigt.

»Wohin…?« fragte er trotzdem.

»Nach Katmandu. Zum Ghoul vom Galgenberg. Ein guter alter Freund von mir…« Der Höllenengel lachte bellend, warf sich Mike Hunter über die Schulter und machte kehrt, um auch Asyhra wieder aufzuklauben. Wie ein Lumpensammler Lumpen einsammelte, so machte er das mit seinen Opfern.

Für Mike führte die Welt einen wankenden, schiefen Tanz auf. Er dachte irgendwie frohlockend daran, daß es Damona doch wieder einmal geschafft hatte. Ein Teufelsweib, wirklich.

Dann vergingen alle vom Fieber wirren Überlegungen in einem unerwarteten, harten Kommandoruf, den ein Schatten ausstieß, der plötzlich neben Kirgaal-Chan aus den Bodennebeln und dem Schneetreiben hochtauchte.

***

»Chan!«

Mehr als diese knappe Vorwarnung gab Damona King dem Höllenengel nicht. Und auch die nur, weil sie damit erreichen wollte, daß er herumfuhr und Mike fallen ließ, um mehr Bewegungsfreiheit zu haben.

Ihr Plan ging immerhin teilweise auf. Der Fürst der Höllenengel mußte einen Heidenrespekt vor ihr haben, denn allein der eisige Klang ihrer Stimme genügte er startete durch, schnappte sich Asyhra und versuchte, vom Boden wegzukommen.

Aber das schaffte er nicht!

Nicht mit beiden Gefangenen, und nicht in diesem Sturm!

Trotzdem ließ er weder Mike noch Asyhra fallen, sondern jagte mit weiten, trotz allem noch immer kraftvollen Sätzen durch die Schneewehen. Damona packte den Flammenwerfer fester und nahm die Verfolgung auf. Mit den Schneeschuhen kam sie rasch voran, wobei sie sich allerdings wie ein grotesker Frosch vorkam. Die tennisschlägerartigen Schneeschuhe patschten auf die weiße, pulvrige Fläche, sanken nicht ein und trugen sie selbst über trügerische Untiefen im Schnee hinweg. Eigenartigerweise bereitete ihr die dünne Höhenluft auch keine Schwierigkeiten. Sie atmete, flach und regelmäßig, und die Kälte wurde durch die Ski-Mütze, die ihr Gesicht und auch ihren Mund bedeckte, gefiltert, daß sie ihr nicht zu eisig in

die Lungen stach. Ihr Körper funktionierte in völligem Einklang.
Gleichmäßig und ausdauernd setzte sie Fuß vor Fuß, der Schnee puffte weg, weiße Flocken umwirbelten sie. Durch ihre wunderbare Heilung trug sie die Energie des Hexendämons Yakaal in sich. Der Gedanke kam ihr so plötzlich, daß sie sich wunderte, warum es ihr nicht schon längst klargeworden war. Natürlich. Deshalb war sie derart fit.
Kirgaal-Chan tauchte vor ihr in dem aufgewühlten Grau unter.
Aber nicht lange. Damona King erblickte seine massige Gestalt gleich darauf wieder. Sie schnellte sich über die weite, jetzt leicht abschüssige Fläche. Sie hätte sich nicht ganz so bald zeigen dürfen, aber dann hätte er sie womöglich von selbst bemerkt, und das Überraschungsmoment wäre weg gewesen. Also war es besser so. Sie holte auf. Der Höllenengel taumelte bereits.
Damona biß die Zähne zusammen, daß ein knirschender Laut zu hören war. Sie legte den Flammenwerfer an… und das gerade rechtzeitig, denn jetzt stürzte der Höllenengel!
Sie hatte ihn!
Drei, vier kraftvolle Sprünge ließen sie bis auf eineinhalb Yards herankommen. Mike lag abseits im Schnee. Kirgaal-Chan packte gerade Asyhra wieder, stemmte sich hoch, wobei auch sein unverletzter Flügel schlug. Der Körper hob leicht vom Boden ab.
Damona feuerte! Das graue, brodelnde Nichts schien im gleichen Moment Feuer zu fangen! Der Widerschein des langen, blutroten Flammenstrahls leuchtete wie ein gespenstisches Totenlicht flackernd auf und erlosch dann.
Chan warf sich mit Asyhras leblosem Körper zur Seite, fiel jedoch nicht, sondern konnte den Sturz mit einem verzweifelten Flügelschlag aufhalten. Er landete auf den Füßen und war dem blendenden Feuerschlag entgangen.
Dunkelheit kehrte wieder.
Damona ruckte den klobigen Lauf herum. Wieder orgelte das glutflüssige Feuer hinaus. Aber Chan hatte bereits fünf Yards Distanz zwischen sich und sie gelegt.
Offenbar dachte er wirklich nicht mehr an Angriff. Die Lust daran schien ihm vergangen zu sein, seit er mit dem Feuer Bekanntschaft gemacht hatte.
Auch jetzt hetzte er weiter, und Damona stürmte ebenfalls los.
Wenn sie den Höllenengel vernichtete, dann war einer ihrer schlimmsten Gegner, einer der schlimmsten Vasallen der Hölle erledigt!
Aber Chan war schnell. Die Panik verlieh ihm Riesenkräfte. Er lief um sein Leben endlich war es einmal umgekehrt!
Bisher hatte der Dämon immer Menschen gejagt!

Damit war es vorerst vorbei. Er wollte nur noch weg von hier. Er war verwundet. Und Damona King hatte eine fürchterliche Waffe.

Wie alle seine schwarzblütigen Artgenossen war er feige und zog es vor, aus dem Hinterhalt heraus und mit einer großen Hilfsstreitmacht im Rücken anzugreifen. Jetzt aber war er nicht nur angeschlagen und in seiner Beweglichkeit gehandicapt, auch seine Dienerinnen waren nicht hier, um ihm notfalls zu helfen.

Er rannte. Und wie er rannte! In wilden Zickzack-Sprüngen stürmte er durch den Schnee. Damona verfolgte ihn weiter, schickte ihm weitere Feuergrüße hinterher, die ihm jedoch nichts mehr anhaben konnten. Er war schon zu weit von ihr entfernt. Heiß schlug ihr selbst der Widerschein des Feuers ins Gesicht. Der Stoff konnte die Hitze nicht abhalten. Aber Hitze tat in dieser eiskalten Umgebung gut.

Da schaffte es Kirgaal-Chan doch noch! Er erreichte ein schroffes Eisplateau, vor dem es senkrecht in schwarze Tiefen hinunterging und stieß sich mit einem wilden Sprung ab! Ja, der Höllenengel setzte jetzt wirklich alles auf eine Karte….

Und Damona hatte schlagartig genügend mit sich selbst zu tun!

Sie sah den schwarzen Abgrund heranschießen, hatte nicht damit gerechnet, weil sie sich zu sehr von ihrem Jagdfieber hatte hinreißen lassen. Außerdem war sie ausschließlich auf den Höllenengel konzentriert gewesen. Das rächte sich jetzt, Sie rutschte. Ihre Füße mit den Schneeschuhen machten sich selbständig. Sie würde nicht mehr rechtzeitig genug zum Stehen kommen!

Damona packte den Flammenwerfer mit beiden Händen, schwang den Oberkörper herum wie eine Skifahrerin beim Slalom und rammte die Waffe zweckentfremdet in den Schnee. Der Ruck folgte im nächsten Sekundenbruchteil. Dann versank sie rücklings im weichen Schnee, rutschte noch ein paar Zoll abwärts, auf das Eisplateau und den Tod zu…

Und lag still.

Zuerst wagte sie keine Bewegung. Ihre Füße hingen über dem Nichts. Vorsichtig zog sie sich zurück, kroch von der Tiefe weg, krallte ihre behandschuhten Hände in Eis und Schnee fest und zerrte sich höher. Mit dem Flammenwerfer stakte sie nach. Irgendwann stand sie wieder aufrecht und verwünschte Kirgaal-Chan!

Dieser Teufel hatte sie ganz bewußt hierher gelockt. Er war tatsächlich ein verschlagener Hund.

Wo war er jetzt?

Sie konnte ihn nirgends mehr sehen, nahm jedoch an, daß er nicht in den Tod gestürzt, sondern irgendwie doch noch entkommen war.

Damona kehrte um. Der Flammenwerfer sah zwar ramponiert aus, funktionierte aber noch, wie sie gleich darauf feststellte. Sie nahm den Kompaß heraus und stiefelte die paar Yards zu Mike Hunter zurück.

Jetzt machte sie sich Vorwürfe, daß sie nicht gleich angehalten und sich um ihn gekümmert hatte. Aber sie hatte sich von ihrem Jagdfieber hinreißen lassen. Der Höllenengel hatte schon so viel Grauen und Leid über die Menschen gebracht…

Als sie Mike Hunter erreichte, krampfte sich ihr Herz zusammen.

Mit nacktem Oberkörper, auf dem Eiskristalle und Schneeflocken saßen, lag er verkrümmt da.

Es war allerhöchste Zeit. Damona zerrte sich ihre Jacke herunter und überlegte es sich dann anders. Sie steckte den Flammenwerfer in den Schnee, nahm eine Handvoll davon auf und rieb Mike damit ab. Sie arbeitete konzentriert und schnell, vergaß aber auch nicht, immer wieder einen Blick in die Runde zu werfen. Es war zwar unwahrscheinlich, daß Chan zurückkehrte, aber bei diesem Satan wußte man nie…

Mike kam wieder zu sich.

Sie rieb ihn weiter mit dem Schnee ab. Seine Haut rötete sich. Damona schlug Mike mit der flachen Hand ins Gesicht, um ihn vollends ins Leben herüberzuholen. Er fluchte. Und hustete. Und schlug die Augen auf.

Seine Brauen waren wie sein ganzes Gesicht eisverkrustet. Seine Gesichtshaut aufgeplatzt und bläulich verfärbt. Als sie ihn hochzog, damit sie ihm die Jacke anziehen konnte, sah sie die Kratzer und Striemen auf seinem Rücken. Damonas Wangenmuskeln spielten.

Sie konnte sich nur zu lebhaft vorstellen, was die Höllenengel mit Mike angestellt hatten.

»Wie… hast du mich … gefunden?« brachte er hervor.

Sie stopfte seine steif gefrorenen Arme in die lammfellgefütterten Jackenärmel.

»Hexen-Radar.« Sie lachte freudlos. »So leicht wirst du mich nicht los.«

»Also Zufall.«

»Eher Instinkt.«

»Vorhin habe ich von Zahnärzten geträumt. Und auch von dir. Bist du das jetzt wirklich, oder…« Er konnte nicht mehr weitersprechen, weil seine Zähne in einem schlimmen Anfall von Schüttelfrost aufeinanderklapperten.

»Ich bin’s wirklich. Mike du mußt durchhalten. Wir sind nur zwanzig oder dreißig Yards von der Station weg.«

»Die… haben mich an ein Kreuz gefesselt … Mit – mit Blick auf diese Station. Dachte schon, du wärst …«

»Ich bringe dich hin, Mike. Wir schaffen es. Beiß die Zähne zusammen.« Damona spürte die Verzweiflung in sich. Mikes Köpf sackte wieder nach vorn. Er hatte abermals die Besinnung verloren.

Sie zog den Reißverschluß der Jacke zu. Dann setzte sie Mike

aufrecht hin, stützte ihn ab, während sie sich erhob und ihn dann von hinten her umklammerte, wobei sie ihre Arme unter seinen Achseln hindurch um seine Brust legte und ihn in eine stehende Stellung zog. Seine Knie gaben nach. Damona packte fester zu und schaffte es, ihn aufrecht zu halten. Schon nach wenigen Schritten wußte sie, daß sie es so nicht schaffen würde. Sie mußte Mike tragen. Es dauerte seine Zeit, bis sie ihn sich über die Schultern gelegt hatte. Schwer pumpte ihr Atem durch ihren offenen Mund. Sie sank trotz den Schneeschuhen tief ein. Aber sie ging los. Eine Energie und Kraft erfüllte sie, die unmöglich menschlicher Natur sein konnten. Nicht einmal sie hatte ein derartiges Kräftereservoir, und schon gar nicht nach dem, was bereits alles hinter ihr lag.

Mikes Arm pendelte steif vor ihr hin und her. Sein Atem war kaum spürbar, ein wisperndes Geräusch an ihrem Ohr. Damona marschierte mit wackeligen Beinen weiter und hoffte, daß Yakaals Energie noch lange genug anhielt. Sie dachte kurz an Thomas Warner, den geheimnisvollen Jungen, dem sie auf King's Castle ein Zuhause gegeben hatte. Er war es gewesen, der ihr die Energie des Hexendämons *übertragen* und damit von ihrer tödlichen Verletzung geheilt hatte. Wie er dies angestellt hatte, wußte sie bis jetzt noch nicht, denn sie war nicht mehr dazu gekommen, mit ihm zu reden.

Asyhra hatte die Leichenkutsche aus dem Jenseits durch die dämonischen Sphären nach Schottland geschickt und sie abholen lassen. Sie hatte dem Zauber Asyhras gehorchen müssen und war in den schwarzen Sarg gestiegen, der auf der Kutsche transportiert wurde.

Und hier oben, im Himalaja, war sie schließlich angekommen. Mit Mike Hunter, der noch auf die Kutsche aufgesprungen war, als diese schon kurz vor dem Überwechsel in die jenseitige Dimensionssphäre gewesen war.

Damona stolperte. Wie von einem hinterhältigen Gegner nach vorn gestoßen, verlor sie das Gleichgewicht und fiel. Mike rutschte von ihren Schultern. Beide überschlugen sie sich. Damona konnte nicht gleich wieder aufstehen. Sie brauchte die kurze Atempause.

Dann ging alles wieder von vorn los. Sie mußte Mike Hunter auf ihre Schulten wuchten, sie mußte sich wieder in Bewegung setzen, nachdem sie den Kompaß studiert hatte. Die Richtung stimmte?

Daran wollte sie gar nicht denken. Der Sturm sang noch immer ein Höllenlied. Der Schnee trieb Damona jetzt direkt von vorn ins Gesicht. Sie war froh, daß sie die Mütze auf hatte. Aber der Stoff war bereits vereist und klamm, und die Kälte sickerte jetzt auch schon ihre Haut durch.

Es war unerträglich anstrengend, mit Mikes Gewicht auf den Schultern, den Hang hinunterzustapfen. Bei jedem Schritt hatte sie das

Gefühl, ihre Knie würden einfach nachgeben, oder ihr Rücken brechen. Ihre Muskeln verspannten sich und begannen empfindlich zu schmerzen. Bestimmt konnte sie nach dieser Strapaze eine Woche lange nicht mehr aufrecht gehen.

Aber sie würden wenigstens beide leben!

Dafür würde sie Mike bis ans Ende der Welt schleppen. Und sie spürte die verzweifelte und auch trotzige Kraft von neuem in sich.

Nein, aufgeben war nicht drin.

Weiter! Nicht anhalten. Wenn sie aus dem Rhythmus kam, würde sie vielleicht nie wieder weitergehen *können*. Schon jetzt kam es ihr mehrmals so vor, als würde sie in den Schnee einsinken und in den großen Mulden förmlich festgehalten werden.

Vielleicht von grausamen Schneegeistern?

Sie schüttelte diese Gedanken ab. Wahnvorstellungen. Das fehlte ihr noch.

Als sich dann die niederen Kuppelbauten direkt vor ihr aus dem Schneetreiben schälten, konnte sie es zuerst gar nicht fassen.

Ihre Augen brannten vor Freudentränen. Sie hatten es geschafft.

Greifbar nahe war die Rettung jetzt, die Sicherheit und die Wärme.

Und vor allem Hilfe für Mike.

Sie stapfte mit verbissener Zähigkeit weiter, erreichte die Station, schlug noch ein paarmal mit der geballten Faust gegen das Schott und kippte dann auch schon um.

Sie bekam nicht mehr mit, wie sie und Mike von Harrison Valleroy und Liza Mitchell hastig ins Innere getragen und dort verarztet wurden.

***

Katmandu!

Selim Tharkay starrte ein letztes Mal zu den düsteren Nachtwolken hinauf, die den Vollmond verbargen und Regen versprachen.

Der hagere Sherpa befand, daß dieses Wetter für sein Unternehmen genau richtig war. Heute war die Nacht, der er schon seit Wochen entgegenfieberte.

Er würde den Mord endlich begehen, für den er bezahlt worden war!

Hastig kehrte er in seine dürftige Behausung zurück und raffte alles nötige zusammen. Den Plan hatte er schon lange Perfekt geschmiedet. Nichts konnte schiefgehen. Sein Opfer vertraute ihm. Nie würde es von ihm Böses erwarten.

Nakua hieß dieses Opfer. Sie war gerade achtzehn Jahre alt geworden und eine uneheliche Tochter des allmächtigen Maharadschas.

Daran wäre nichts weiter schlimm gewesen, wenn Nakua das Versprechen ihrer Mutter Hua Sem geehrt hätte, dieses große

Geheimnis zu wahren.
Es durften keine Klatschgeschichten kursieren, die das Ansehen des Maharadschas schmälerten.
Und speziell diese Klatschgeschichte würde sein Ansehen sehr schmälern, denn die Hua Sem war keine angesehene Person gewesen. Sie gehörte zur sozialen Unterschicht Katmandus. Einem Maharadschah nicht wert.
Nachdem Hua Sem jedoch gestorben war, ging es Nakua und ihren beiden jüngeren Geschwistern sehr schlecht. Sie mußte ihren Körper an die fremden weißen Männer verkaufen, damit sie nicht alle verhungerten. Sie wurde krank. Voller Verzweiflung bat sie um eine Audienz beim Maharadscha – und wurde hochmütig abgewiesen.
Selim Tharkay hatte dafür nur Verachtung übrig. Er konnte Nakua sogar bis zu einem gewissen Grad verstehen. In ihrem Zorn jedenfalls drohte sie damit, das Geheimnis preiszugeben.
Das war ihr Todesurteil gewesen!
Die Berater des Maharadschas hatten ihn, Selim Tharkay, gerufen, denn er war ein zuverlässiger Mörder. Jedes ihrer Todesurteile hatte er bisher zu verläßlich ausgeführt, ohne Spuren zu hinterlassen.
Und vor allem nie gab es einen Verdacht, der auch nur im Entferntesten auf den Palast gefallen wäre.
Ja, er hatte Verständnis für Nakua doch Beruf war Beruf, und er würde seinen Auftrag auch dieses Mal gewissenhaft erfüllen und sich sein Geld wahrhaft verdienen.
Selim Tharkay war fertig. Der große Leinensack lag bereit, ebenso die Stricke, mit dem er ihn verschnüren wollte. Draußen wartete der Wagen allein darauf, mit der schaurigen Last beladen zu werden. Es begann zu regnen. Erste große Tropfen fielen vom Himmel. Keine Menschenseele war in den finsteren Gassen dieser Slum-Gegend unterwegs. Mitternacht war längst vorüber.
Er wohnte nicht wirklich hier. Dieses verrottete Haus hatte er speziell für dieses Unternehmen angemietet. Unter falschem Namen natürlich. Die Gegend hatte er sich bewußt ausgesucht. Hier kümmerte sich niemand um den anderen. Hier gab es keine neugierigen Nachbarn.
Und vor allem der alte Friedhof der Fremden war nur zwei Straßen entfernt. Das windschiefe Haus lehnte quasi an der Friedhofsmauer.
Selim Tharkay nahm noch einen großen Schluck des Chang-Reisbieres. Dann wog er den Holzknüppel in der rechten Hand und gab sich einen Ruck. Je eher er es hinter sich brachte, um so mehr Zeit blieb ihm, die Leiche verschwinden zu lassen. Das war mindestens genauso wichtig wie der Mord selbst. Wo keine Leiche war, gab es keine Anklage. Er stieg die schmale Treppe ins Schlafzimmer hinauf.
Eine Stiege knarrte unter seinem Fuß. Er zuckte leicht zusammen.
Die Schlafzimmertür stand angelehnt. Da drinnen lag Nakua in

seinem Bett und schlief ahnungslos. Ja, er hatte wirklich leichtes Spiel trotz seiner Anteilnahme für das Mädchen. Seit einer Woche hatte er ein Verhältnis mit ihr. Sie liebte ihn wirklich und ließ sich für ihre Liebesdienste nicht von ihm bezahlen. Er revanchierte sich jedoch dadurch, daß er sich um sie und ihre Geschwister sorgte. Er kaufte ihnen Essen und Kleidung. Natürlich ließ er sich nie bei ihnen blicken. Stets mußte Nakua die Geschenke überbringen. Sehr schnell hatte er so ihr Vertrauen gewonnen. Sie erzählte ihm, daß sie ihr Geheimnis noch niemanden gelüftet hätte außer ihm. Und bei ihm war es wirklich gut aufgehoben.

Selim Tharkay betrat den engen, düsteren Raum. Regentropfen schlugen gegen die staubblinden Fensterscheiben. Nakua rekelte sich splitternackt in den Kissen.

Sie war schlank und klein und zierlich.

Wie ein feiner Schleier war ihr schwarzes Haar auf dem Kopfkissen ausgebreitet. Nakua war hübsch, ihr Gesicht feingeschnitten und edel. Man sah ihr die hohe Abstammung an. Doch niemand wäre auf die Idee gekommen, wirklich den Maharadscha für ihren Vater zu halten.

Leise trat Selim Tharkay näher. Schattenhaft und nur vage sah er ihre Körperkonturen. Sie schlief tief und fest. Ihre Atemzüge kündeten davon.

Kurz zögerte Selim Tharkay noch. Nakua hatte ihm wirklich einige schöne Liebesnächte beschert, und er würde ihren jugendlichen, heißblütigen Körper vermissen.

Er hatte Mitleid und sogar Verständnis für sie. Aber das hielt ihn nicht ab. Er war bezahlt worden, er hatte einen Mordauftrag akzeptiert.

Selim Tharkay schlug zu.

Den Laut, mit dem der Knüppel auftraf, würde er nie in seinem Leben vergessen…

***

Niemand störte sein grauenhaftes Treiben!

Selim Tharkay schleppte den großen und schwer beladenen Sack aus dem Haus zum Auto. Kurz setzte er die Last im strömenden Regen ab, als er die Tür aufschloß und öffnete. Dann stemmte er den Sack ins Wageninnere. Er schob kräftig nach, drückte, weil er die Tür so noch nicht zubekam. Nakua war nicht schwer gewesen. Aber jetzt hatte er doch seine Schwierigkeiten, sie mühelos in den engen, klapprigen VW hineinzubekommen.

Als er es dann endlich geschafft hatte, war er bis auf die Knochen durchnäßt. Mit wütender Kraft ergoß sich der Regen in die Enge, düstere Gasse herunter, hämmerte auf das Kopfsteinpflaster und schwemmte das Blut davon, das das grobe Leinen des Sacks

durchdrungen und auf die Steine herausgesickert war.

Selim Tharkay bemerkte nichts davon. Er eilte um den Wagen herum, klemmte sich hinters Steuer und fuhr los. Er schaute in den Rückspiegel. Niemand hatte ihn gesehen. Die Straße lag dunkel und still im Regen. Tharkay atmete auf. Er riß sich den angeklebten Vollbart vom Gesicht und schleuderte ihn auf den Beifahrersitz. Dort lag auch der große Sack.

Den Friedhof der Fremden erreichte er nur wenige Minuten darauf, nachdem er ein paarmal kreuz und quer durch das triste Viertel gekurvt war, um auch wirklich sichergehen zu können, daß er nicht verfolgt wurde.

Er stellte den VW ab, blieb ein paar Minuten sitzen und hörte dem Stakkato des Regens auf dem Blechdach zu. Nebelschleier zogen über den Friedhof. Ein flüsternder Nachtwind bewegte sie und strich über die einfachen Grabreihen, säuselte um verwitterte und schief stehende Steine und Kreuze.

Dieser Ort sollte verflucht sein, hieß es. Damals, beiden heftigen Kämpfen um die Stadt, waren die Gefallenen der Ungläubigen hier verscharrt worden, denn es war nicht ihre Sitte, ihre Toten zu verbrennen und so ihre Seele freizugeben.

Nun, ihm konnte das egal sein, und von Geistern und Gespenstern hielt er nicht viel. Sein Beruf hatte ihn abgestumpft.

Er verfluchte den Regen und stieg aus. Seine Schuhe sanken im weichen, matschigen Boden ein. Sofort sammelte sich Regenwasser in den Trittspuren.

Selim Tharkay schleppte den großen Sack mit seinem grausigen Inhalt zum Friedhof hinüber, stieß das niedere, verrostet in den Angeln hängende Tor mit seinem Körpergewicht auf und schritt weiter.

Das Gewisper des Nachtwindes hörte sich für einen kurzen Moment so an, als würden menschliche Stimmen miteinander reden…

Tharkay schluckte, Ein kalter Ring schloß sich um sein Herz. War da jemand? Wurde er beobachtet?

Nein. Er blickte sich um. Niemand. Wer würde sich schon bei Nacht und Regen und Nebel auf diesen verfluchten Gottesacker trauen? Einfach so?

Er hatte wenigstens seine Gründe.

Tharkay hatte auch ein Ziel. Vorgestern hatte er den düsteren Eingang der Höhle entdeckt zufällig. Er war seit Tagen auf der Suche nach einem solchen perfekten Versteck gewesen, hatte aber keines gefunden. So war er auf die Idee gekommen, auf diesem Friedhof ein Grab auszuheben. Und dabei war er auf den Höhleneingang gestoßen. Verrückte Zufälle gab es im Leben!

Dieser Eingang lag unterhalb des Galgenberges, der sich im Zentrum

des alten Friedhofs erhob.

Als besonders makabre Strafe hatte man die gefangengenommenen Ungläubigen damals die Gräber für ihre gefallenen Kameraden ausheben lassen und sie danach am Galgen in der Mitte des Friedhofs aufgeknüpft. Der Überlieferung nach sollten die Toten wochenlang im Wind geschaukelt haben, denn man hatte sie nicht abgenommen, weil man damit ein abschreckendes Exempel statuieren wollte.

Wahrscheinlich, überlegte Tharkay, waren daraufhin die unheimlichen Geschichten und Gerüchte entstanden. Von einem entsetzlichen Wesen, das in den Tiefen der Friedhofserde hauste und sich von Toten ernährte…

Und tatsächlich sollten immer wieder Gehenkte von ihren Galgenstricken abgeschnitten oder heruntergerissen worden sein!

Selim Tharkay merkte, wie er seine Selbstsicherheit Stück um Stück verlor und verdrängte diese Gedanken. Patschend waren seine Schritte zu hören. Der schmale, lehmige Weg führte genau auf diesen Galgenberg – oder Galgenhügel zu. Heute stand nur noch ein einziger verwitterter Holzgalgen darauf, die anderen waren schon lange verfallen. Dieser eine aber trotzte Wind und Wetter und auch der Zeit.

Sogar ein verfaulter Strick schaukelte noch von dem massigen Querbalken.

Stöhnend fuhr der Wind in struppiges Gebüsch und peitschte auch den Strick zu einem verrückten Geistertanz!

Da bewegte sich der Inhalt des Sackes!

Selim Tharkay erschrak dermaßen, daß er ihn unwillkürlich fallen ließ! Hart schlug der Sack mit Nakua in den breiigen Dreck! Ein schauerliches Stöhnen erklang.

Aber nicht aus dem Sack!

Selim Tharkay fieberte plötzlich! Angstschauer krampften sein Herz zusammen. Er fuhr herum. Da der Baum… schien er sich nicht zu bewegen? Nein! Einbildung! Die Nacht und der Regen veränderten alles. Und dieser schreckliche Nebel …

Wie ein Fels, der aus einer grauen See ragte, kam ihm der Sack mit der Leiche jetzt vor. Selim Tharkay zitterte. Aber er wußte auch, daß er nicht davonlaufen durfte. Zuerst hatte er die Pflicht, Nakuas Leiche zu beseitigen! Er raffte seinen ganzen Mut zusammen. Schweiß perlte auf seiner gefurchten Stirn und wurde gleich darauf wieder vom Regen weggewaschen. Tharkay zitterte. Dann aber packte er entschlossen den oberen Teil des Sackes. Er machte sich nicht mehr die Mühe, ihn hochzustemmen und sich über die Schultern zu wuchten. Kurzerhand schleifte er ihn die letzten Yards den Weg entlang. Düster waren seine Gedanken dabei.

So düster wie der Galgenhügel, der jetzt vor ihm aufragte. Der Wind umtoste den Galgen. Der Strick pendelte wie verrückt hin und her,

und trotz der Dunkelheit sah Tharkay deutlich die Schlinge…

Er fröstelte und wandte sich ab. Mörder endeten noch heute am Galgen…

Hastig bog er ab und stapfte in das Gräberfeld, das kaum mehr als solches zu erkennen war, hinein. Die Grabkreuze standen willkürlich durcheinander, viele waren umgefallen oder einfach zerbröckelt. Unkraut und Dornenranken und Gestrüpp wucherten auf den eingesunkenen oder zertretenen Grabhügeln. Schon lange kam niemand mehr auf diesen Totenacker, um für die Gefallenen zu beten.

Die Fremden, die heute kamen, hatten anderes im Sinn, die wollten Geschäfte machen, sich amüsieren oder die Berge des Dachs der Welt besteigen und so die Götter selbst in Versuchung führen.

Dichter wogte der Nebel. Feine, silbrige Schlieren erkannte Tharkay. Er fand die Grube, die er ausgehoben hatte, dennoch. Darin war ebenfalls Nebel – der bei seinem Näherkommen förmlich über die Ränder schwappte, ihm entgegenkroch wie um demütig einen guten Freund zu begrüßen.

Tharkay wischte sich mit dem Jackenärmel den Schweiß vom Gesicht. Mit einer letzten wütenden Anstrengung zerrte er den Sack an den Grabrand und stieß ihn hinunter. Dumpf prallte Nakuas Leichnam unten auf. Selim Tharkay blickte sich wieder um, der Nebel schien tausend Augen zu haben, die auf ihn herunterstarrten. Das Gewisper und Geraune des Windes machte Tharkay noch verrückt.

Er glitt ebenfalls in das Grab hinunter, packte wieder zu und zog den Sack auf den dunkel in der Stirnseite der Grube klaffenden Spalt zu.

Er mußte sich bücken, um durchzukommen. Nasses, schlammiges Erdreich bröckelte ab und fiel ihm in den Nacken. Er fluchte und wischte die Krumen weg. Gleich darauf scharrte eine knorrige Wurzel über seinen gebeugten Rücken und jagte ihm Schmerz durch den ganzen Körper.

Aber hier drinnen war es immerhin einigermaßen trocken. Der Regen konnte nicht hereinfluten.

Nur der Nebel!

Tharkay spielte mit dem verführerischen Gedanken, den Sack mit der Leiche einfach hier liegen zu lassen und zu verschwinden. Nein.

Das durfte er nicht. Er mußte seine Arbeit ordentlich tun.

Also weiter. Tiefer in den finsteren Gang hinein. Die schleifenden und mahlenden Geräusche des Leinenstoffes auf dem Boden zerrten an seinen Nerven. Wenn er daran dachte, wie Nakua in diesem Sack lag, verkrümmt, leichenblaß, tot, dann kamen ihm Gewissenbisse.

Das hatte er noch nie kennengelernt. Bisher hatte er seine Aufträge immer eiskalt und skrupellos ausgeführt.

Der Gang verzweigte sich. Selim Tharkay wandte sich nach links.

Der Rücken schmerzte ihm, denn dieses gebeugte Rückwärtsgehen

war er nicht gewohnt. Aber er konnte sich hier unten mit seiner Last nur so bewegen. Er schleifte den Sack weiter. Die wogenden Nebel blieben zurück. Es wurde wärmer, ja, fast dämpfig, je tiefer er in die Erde vordrang. Auch das Säuseln und Flüstern des Nachtwindes und das Geprassel der Regentropfen verklang.

Dafür wehte ein schwüler Verwesungs- und Moderduft durch die engen, sich immer wieder wie Wurzelwerk verästelnden Stollengänge.

Selim Tharkay bemerkte das nicht. Er schuftete wie ein Berserker.

Fluchend und keuchend kroch er tiefer und immer tiefer in das Höhlensystem hinein, ohne sich auch nur einmal zu wundern und zu fragen, *wer* dieses Höhlensystem gegraben hatte.

Wie oft er in einen der abzweigenden Gänge bog, wie oft er die Richtung wechselte – darauf achtete er in seiner verbissenen Schufterei nicht. Er wollte endlich die Leiche loswerden! Und von diesem unheiligen Ort verschwinden! In dieser Nacht hatte er auf dem unheimlichen Friedhof einen Hauch namenlosen Grauens kennengelernt.

Er sollte mehr als nur das kennenlernen….

***

Ein harter Schlag traf ihn am Schienbein!

Selim Tharkay schrie vor panischem Entsetzen! Seine Rechte zuckte in die Jackentasche und riß die kleine Taschenlampe heraus, die er wohlweislich eingesteckt hatte. Der bleistiftschmale Lichtstrahl flammte auf und geisterte durch den engen, niederen Stollen.

Nichts. Niemand hier. Wie auch oben, auf dem Friedhof.

Dafür aber bewegte sich der Sack!

Nakua! Es gab nur eine einzige Erklärung! Sie lebte noch!

Selim Tharkay wandte sich ab. Der bleiche Lichtstrahl machte die Drehung mit, wischte über poröses Erdreich, über bizarre, von der Decke herunterhängende, schwarze Wurzeln, über Schimmelpilze, die an den Wänden klebten – und geisterte in eine enge Nische hinein…

Eine Nische, in der die Überreste eines buchstäblich zertrümmerten – aufgerissenen – Sarges lagen. Modrige Knochen waren überall verstreut. Ratten huschten fiepend davon, als der Lichtstrahl sie traf.

Tharkay atmete stoßweise.

Rückwärts gehend zog er sich zurück. Die Gerüchte von dem Ghoul, dem Leichenfresser, standen wie mit flammenden Buchstaben geschrieben in seinem Sinn.

Der Sack bewegte sich noch immer.

Selim Tharkay stolperte dagegen. Ein stöhnendes Röcheln wurde laut. Von innen wurde wie verrückt gegen den Leinenstoff gestoßen und gedrückt…

Selim Tharkay schüttelte den Kopf. Das Grauen hüllte ihn mit einem

klebrigen Netz ein. Er konnte es nicht mehr abschütteln.

Du mußt Nakua töten! hallte es in einer herrischen, befehlsgewohnten Stimme in seinem Schädel wider. Töten… Töten … Töten

… wiederholte sich das letzte Wort.

Selim Tharkay aber wußte nicht, wie. Er trug keine Waffe bei sich.

Die blutige Tat hatte er hinter sich geglaubt. Er hatte nicht die Nerven, Nakua zu erwürgen. Nein, das konnte er nicht. Er würde sie einfach hier zurücklassen.

Taumelnd wankte er los, prallte gegen nasses Erdreich, spürte Brocken und Steine herunterkullern, drückte sie ab und rannte gebückt weiter. Hinter ihm klangen grausige Schreie auf. Schreie, die nichts menschliches mehr an sich hatten, aber zweifellos von Nakua ausgestoßen wurden.

»Seliiiimmm!« kreischte die Stimme.

»Seeeeliiiiimmm… hiiilf mir … Hilf mir … Bitteeee …«

Die Stimme verhallte. Gurgelnd brach sie ab. Ein fetzendes Ratschen war dafür zu hören.

Sie hat den Stoff zerrissen. Sie kommt frei! durchzuckte es ihn!

Aber verraten konnte sie ihn bestimmt nicht, denn aus diesem unterirdischen Labyrinth würde sie nie herausfinden. Vielleicht war sie auch so schwer verletzt, daß –Plötzlich begriff Selim Tharkay. Er selbst hatte sich das Stichwort gegeben. Unterirdisches Labyrinth. Er hatte keine Ahnung, in welcher Richtung der Ausgang lag. Keine Orientierungsmöglichkeit gab es! Ein Gang, ein Tunnel, ein Stollen sah aus wie der andere. Er spürte, wie das Grauen in ihm höher kroch, wie es seine Krallenhände nach seinem wie wild pochenden Herzen ausstreckte und sich bereit machte, zuzupacken.

Er stürmte durch den niederen Gang. Links und rechts sah er weitere Nischen. Vorhin hatte er sie nicht bemerkt, denn da hatte er seinen Weg im Dunkeln gesucht. Er war ausschließlich auf den Sack mit der vermeintlichen Toten konzentriert gewesen.

Aber jetzt sah er die Nischen, und er wußte, eine jede von ihnen enthielt einen zertrümmerten, aufgebrochenen Sarg und die grauenvolle Überreste gierig zerfetzter Skelette…

Der Ghoul – der Leichenfresser – er mußte existieren!

Oder zumindest – existiert haben!

Wer sonst sollte die Särge der Fremden ausgegraben und die Körper herausgezerrt haben, und sie –Nein, er konnte den Gedanken nicht einmal zu Ende führen. Dieses ganze Stollensystem war so angelegt, daß es von Grab zu Grab, von Sarg zu Sarg führte… Selim Tharkay schluchzte. Er stolperte, tränenblind, rappelte sich wieder auf.

Und hörte plötzlich hinter sich das gierige Schmatzen!

Er fuhr herum, leuchtete den gewundenen, niederen Gang entlang,

aber da war niemand. Nur braune, weiche Erde, Wurzeln, die aus Decke und Wänden ragten, hin und wieder Wassertropfen, die herunterperlten und den Boden schmierig machten.

Aber das Schmatzen hatte er doch ganz deutlich gehört!

Tharkay warf sich wieder herum, hetzte weiter. Er mußte den Ausgang finden! Bei allen Göttern… Er blieb stehen, lauschte. Stille.

Dann versuchte er sich zusammenzunehmen. Die Kälte. Wenn er ganz genau aufpaßte, dann *mußte* er doch spüren, aus welcher Richtung sie kam. Draußen regnete es. Vielleicht hörte er das Platschen der Tropfen?

Er verhielt sich ganz still, schloß sogar die Augen, um sich auch wirklich konzentrieren zu können.

Er bemerkte weder die Kälte noch das Geprassel des Regens – aber dafür entstand das widerliche Schmatzen erneut. Und patschende hastige, verstohlene und immer schneller werdende Schritte näherten sich!

Er riß die Augen wieder auf. Die Schritte kamen näher. Irgend etwas bewegte sich mit einer Schnelligkeit in diesem Tunnelgang, der ein paar Yards entfernt scharf abknickte… mit einer solchen Schnelligkeit, daß es unmöglich ein Mensch sein konnte!

»Der Ghoul!« entfuhr es ihm. Seine Lippen zitterten. Speichelblasen zerplatzten darauf.

Selim Tharkay zog es die Kehle zusammen. Seine Haare richteten sich im Nacken auf. Er rannte los. Jetzt ging es um sein Leben.

Die Schritte waren plötzlich wieder verstummt, aber Tharkay rannte weiter. Er rannte – bis er im zitternden Lichtstrahl vor sich den Sack sah, in den er Nakua gesteckt hatte!

Sie befand sich auch noch immer darin, aber ihre beiden Hände hatte sie an der Unterseite durch den Stoff rammen können – dort, wo er durch das Schleifen durchgescheuert worden war.

Selim Tharkay starrte auf die zuckenden und reißenden und fetzenden Hände…

Bleiche Hände, die mit Blut besudelt waren! Hände, die von keinem bewußten Willen mehr gelenkt wurden, sondern in purem Wahnsinn an dem Stoff rissen, den eingesperrten Körper befreien wollten – um jeden Preis!

Selim Tharkay sank wimmernd in die Knie! Er war im Kreis gelaufen. Er war wieder da, von wo aus er losgelaufen war. Er war – verloren!

Damit sollte er recht behalten, denn vor lauter Entsetzen vergaß er ganz, auf seinen Verfolger zu achten.

Der tauchte jetzt in einem Gang *vor* Selim Tharkay auf. Nicht hinter ihm, wie Tharkay das vielleicht geglaubt hätte, wäre er noch richtig bei Sinnen gewesen.

Das zufriedene Grunzen schreckte den Mörder hoch. Bei der

ruckartigen Bewegung entfiel ihm die Taschenlampe. Der helle Strahl geisterte in einem wirren Bogen davon, beleuchtete kurz einen monströsen Schatten, der heranflog und ein Beil in der hochgerissenen, schwammigen, gallertartigen Faust hielt…

Ein mörderischer Hieb traf Selim Tharkay…

***

Nakua Hua Sem kämpfte sich schluchzend aus den feuchten Leinensack heraus. Vorhin hatte sie den gurgelnden Todesschrei eines Mannes gehört, ein fürchterlicher Schrei, der tief in ihre Seele hineingeschnitten hatte – und dann war das Schmatzen erklungen….

Jetzt sah sie im fahlen Licht einer am Boden liegenden Taschenlampe, daß der Mann, der den Schrei ausgestoßen hatte – Selim Tharkay gewesen war…

Selim… der jetzt von einem gräßlichen Ungeheuer davongeschleift wurde!

Nakua rappelte sich hoch, schüttelte immer wieder den Kopf, weil sie so den schlimmen Anblick vertreiben zu können hoffte, und wich zurück. Aber der Anblick blieb – ein fetter pulsierender Körper.

Nakua taumelte. Sie prallte gegen die Wand und wirbelte herum.

Das Monstrum warf ihr nur einen kurzen Blick zu. Große, häßliche Froschaugen leuchteten gelblich auf. Dann wandte sich die Bestie wieder dem Leichnam Selims zu.

Nakua wußte, daß ihr Geliebter tot war. Zu deutlich war die Sprache der blutverschmierten Axt, die das unbeschreibliche Wesen in der Faust hielt. Zu deutlich die schreckliche Wunde.

Sie wußte später nicht mehr, wie sie in das Dunkel der Höhleneingänge gekommen war. Das Ungeheuer hatte sie nicht verfolgt. Aber das Schlürfen und Schmatzen, das sie wenig später scheinbar von überall her vernommen hatte, sagte ihr, daß das Ungeheuer da war – in ihrer Nähe war. Und bestimmt konnte es sie jederzeit holen!

Es wußte, daß sie nie wieder ins Freie hinausfinden konnte.

Wie kam sie hierher? Und Selim? Was war nur geschehen? Sie erinnerte sich an die zärtlichen Stunden mit Selim, dann war sie offenbar eingeschlafen… Um hier unten in einem nassen Sack eingeschlossen zu erwachen. Mit diesen schrecklichen Schmerzen in ihrem Schädel.

Im Laufen tastete sie mit der rechten Hand an ihre Stirn hoch, fühlte auch dort die blutigen Furchen, die schlimme Prügel hinterlassen haben mußten. Bloß – wer hatte sie geschlagen? Selim etwa?

Aber warum denn?

Der Maharadscha…

Wie Schuppen fiel es ihr vor den Augen. Er wollte sie beseitigt

wissen. Selim Tharkay war beauftragt worden… Er hatte sich in ihr Vertrauen geschmeichelt … All seine Liebe, seine anscheinend so selbstlose Zuwendung, seine Hilfe … Nakua schluchzte. Das Grauen durchflutete ihren zierlichen, grazilen Körper und machte ihn eiskalt. Sie floh außer sich vor Angst durch das Wirrwarr der Stollengänge, sah auch die schwärzeren Schatten in der Dunkelheit – die ausgeplünderten und geschändeten Gräber …

Und da wußte sie, wo sie war!

Unter dem alten, verfluchten Friedhof der Ausländer. Dort, wo jener hauste, der sich von den Toten ernährte… Der Ghoul! Der Ghoul vom Galgenberg!

Nakua verkraftete diese Erkenntnis nicht. Ihr Geist weigerte sich, weiterzuarbeiten. Ihr Verstand zersprang einfach, wie ein Spiegel, in den man einen großen Stein wirft. Nakua rannte weiterhin torkelnd durch die muffig riechende, dämpfige Finsternis, weil das der letzte Impuls ihres noch funktionierenden Verstandes gewesen war. Sie würde ewig so weitertorkeln, ewig – auf immer.

Die Wahrheit hatte einfach keine Bedeutung mehr für Nakua. Sie wollte nicht mehr wissen, ob es tatsächlich Selim gewesen war, der sie hatte töten und hier unter verscharren wollen.

Vielleicht hatte er sie ja auch gesucht und endlich in dieser grausigen Umgebung gefunden. Nur um gleich darauf von dem Ungeheuer ermordet zu werden.

Nein, es war nicht mehr wichtig für Nakua.

Nichts war mehr wichtig für sie!

Keuchend und schluchzend, völlig außer sich, das Gesicht eine buchstäblich aus den Fugen geratene Masse, die Augen aus den Höhlen getreten, irrte sie durch die Dunkelheit der weit verzweigten Ghoul-Stollen. Aber das nahm sie nicht mehr bewußt wahr. Ein gnädiges Schicksal hatte ihr den Verstand geraubt.

Dann konnte sie nicht mehr weiter. Sie brach zusammen. Weiches Erdreich zerkrumte unter ihren zupackenden Händen.

Sie hörte ein Wispern. Selims Stimme. Die Stimme seines Geistes, der keine Ruhe fand. Der dazu verflucht war, auf ewig hier unten zu spuken. Hier unten, im Reich des Ghouls.

Also war er doch schuldig geworden…

Sie begriff das nicht bewußt. Nicht verstandesmäßig. Die Gewißheit war einfach da. Sie bedeutete ihr nichts.

»Nakua…«, wisperte der Geist. »Nakua, verzeih mir …«

Aber Nakua Hua Sem gab ihm nie eine Antwort. Sie kauerte sich zusammen und wartete auf den Tod. Aber der Tod kam nicht. Irgendwann verspürte sie Hunger. Ihr Körper handelte losgelöst von den Befehlen und vom Verstehen ihres Verstandes.

Hunger!

Und weiterkriechen!

Nur diese beiden Impulse beherrschten sie. Dreißig Jahre lang. Bis sie selbst zum Ghoul geworden war. Die Zeit verging, doch den Ausgang aus dem Labyrinth unter dem verfluchten Friedhof fand sie nie.

Aber dann kam der Tag, an dem das Grauenvolle geschah. Etwas, das ihr ganzes weiteres schreckliches Dasein veränderte. Scharkan, der Ghoul vom Galgenberg, bekam hohen Besuch aus der Hölle…

***

Vier Tage lang wütete der Sturm mit unverminderter Wucht!

Die einsame Kuppelstation in der Todeszone des Himalaja wurde völlig eingeschneit. Einmal sagte Harrison Valleroy düster, daß er ein derartiges Unwetter in den ganzen drei Jahren nicht erlebt habe, die er nun schon hier oben war.

Aber die Schneebarriere hatte wenigstens den Vorteil, daß es im Innern der Station warm wurde. Die zerschlagenen Fenster hatten sie von innen behelfsmäßig verstopft; von außen lag nun die Schnee-Ummantelung davor.

Damona faßte sich in Geduld. Es war klar, daß der Hubschrauber sie erst von hier oben abholen konnte, wenn der Schneesturm vorbei und die Landepiste unterhalb der Station wieder benutzbar gemacht war. Aber sie blieben mit der Einsatzleitung des Projekts Basis Alpha in Katmandu in ständigem Funkkontakt.

Dank Lizas und Harrisons sachkundiger Behandlung war Mike Hunter bereits am zweiten Tag wieder auf den Füßen. Sein Rücken war mit einem Salbenverband bedeckt. Zu den Striemen und Rissen waren noch böse Blutergüsse gekommen.

»Aber wenigstens hast du dir nichts abgefroren«, witzelte Damona in einem Anflug von Galgenhumor.

»Was schließlich nicht nur in meinem Interesse ist!« gab er bissig zurück. »Zumindest, wenn du das eine, das ganz bestimmte Teil meinst.«

»Grrr!« machte sie. »Die kreislaufstabilisierenden Spritzen stabilisieren offenbar auch noch etwas ganz anderes.«

»Ich bin wütend! Darf ich nicht auch einmal wütend sein?«

»Das kommt darauf an, auf wen.«

»Auf Kirgaal-Chan. Auf Ashyra. Auf den Schwarzen Druiden. Auf das Wetter. Auf…«

»Schon gut!« Damona winkte gönnerhaft ab. »Du *darfst* wütend sein.«

»Ah, dieser Zuspruch ist Balsam«, sagte Mike und legte sich auf das Feldbett zurück. »Wenn wir wenigstens wüßten, wo der Druide abgeblieben ist….«

»Dann müßten wir uns entscheiden. Wir hätten die Qual der Wahl.

So haben wir's einfacher. Wir wissen, wohin Kirgaal-Chan die Hexenherz-Präsenz bringt. Zum Ghoul vom Galgenberg – nach Katmandu…«

Mike nickte schwach. »Das hat er gesagt. Ich weiß, daß ich das nicht nur phantasiert habe. Aber – ob er sich jetzt noch daran hält?«

»Ich nehme an, wir werden es herausfinden, so bald wir aus diesem Eisgefängnis heraus – und in Katmandu angekommen sind. Oder«, setzte sie mit einem schelmischen Blick hinzu, »bist du müde…? Gewisse Leute meinen ja, wir würden nicht mehr genügend Action bringen …«

Damit spielte sie auf die Dämonen der Schwarzen Familie an, die mit einer immer schlimmer werdenden Dreistigkeit ihre schwarzen Schäfchen ins trockene zu bringen versuchten.

»Müde? Nachdem ich jetzt schon zwei Tage hier herumliege? Pah. Den Dämonen werden wir ganz schön auf die Pfoten klopfen, dann merken die schon, daß es uns noch gibt.« Er lächelte breit, musterte Damona ziemlich eindeutig von Kopf bis Fuß, wobei er besonders lange und wohlgefällig ihre festen Brüste betrachtete. Durch den eng anliegenden Stoff des T-Shirts zeichneten sie sich verführerisch ab.

»Äh – was hältst du davon, wenn wir beide schon einmal vorsorglich den – äh – Nahkampf proben? Ich meine – früh geübt…«

Sie lachte. Das war wieder der alte Mike Hunter.

»Außerdem«, untermauerte er seinen Vorschlag, »hier können wir endlich einmal nicht gestört werden. Keine neuen Hiobsbotschaften, kein…«

Mike Hunter bekam seinen Willen. Sie probten den Nahkampf.

Aber nicht den im militärischen Sinne. Den anderen – schöneren.

Aber genauso erschöpfenden.

***

Sie trugen die Toten in die Untergeschosse, weil es dort kalt war und weil die Kälte den Verwesungsvorgang aufhielt.

Sie fotografierten den Tatort, sichteten alle Spuren, die zurückgelassenen worden waren, und verzeichneten sie. In den freien Stunden saßen die vier Menschen in den warmen Gemeinschaftsräumen zusammen, führten lange Gespräche, tranken Tee oder kochten abwechselnd vitaminreiche Mahlzeiten. Sie alle waren von den hinter ihnen liegenden Geschehnissen angeschlagen, psychisch wie physisch.

Jeden Tag wühlten sich Damona, Harrison und Liza mehrmals ins Freie hinaus. Ein Ausgang mußte offengehalten werden. Der Schneemantel durfte nicht zu dick werden. Mike begleitete sie erst am dritten Tag hinaus. Ein erhabener Frieden breitete sich über den glitzernden Schneefeldern aus, soweit das Auge reichte. In der Ferne

ragten andere Berggipfel durch Wolken- und Nebelschichten. Ein blutroter Sonnenuntergang übergoß das Silberweiß.

Der Schneesturm hatte sich gelegt. Ruhe herrschte.

»Morgen früh fangen wir auf der Piste unten mit den Räumarbeiten an«, sagte Harrison Valleroy. Am gleichen Abend kam dann der Funkspruch, der den Hubschrauber ankündigte.

Damona schlief in dieser Nacht sehr unruhig. Ein Traum kehrte immer wieder zurück. Sie sah sich selbst, in dieser Station eingeschlossen – in einem Grab aus Eis und Schnee verloren. Kälte drang ein. Schwere kristallene Eiszapfen hingen von der Decke. Sie irrte durch die einzelnen Räume – aber außer ihr war niemand mehr da.

Dann wechselte die Szenerie plötzlich. Der Traum wurde – *realer!*

Ein silberblaues Leuchten wuchs vor ihr auf, eine glühende Lichtsäule, die sich zu menschlichen Konturen verformte.

»Damona… Hab keine Angst … Ich bin es …«, flüsterte eine sanfte Geisterstimme.

Noch bevor sie irgendwie antworten konnte, stand Flora Blavatsky vor ihr. Sie war die Freundin der Elementargeister. Mit ihr hatte dieser ganze Horror-Fall um den Schwarzen Druiden begonnen. Aber sie stand auf Damonas Seite und bedauerte, von den Mächten des Bösen mißbraucht worden zu sein. Schon mehrmals hatte sie in das Geschehen eingegriffen und Damona sehr geholfen.

Wenn sie jetzt auftauchte, dann bedeutete das…

»Ich weiß, was du jetzt denkst, Damona«, sagte der Elementargeist. Das Gesicht des Mädchens schimmerte in überirdischer Schönheit. Aber eine Kälte strahlte davon aus, die Damona bisher nie bemerkt hatte. »Du hast recht, eine Entscheidung ist gefallen. Schon vor Tagen. Aber…«

»Es ist keine gute Entscheidung gewesen, nicht wahr?«

»Der Schwarze Druide hat sein Ziel erreicht«, bestätigte Flora Blavatsky traurig. »Er hat sich zu den weißen Hängen des von euch Menschen Kangchendzonga teleportiert. Zum Berg der fünf Kleinodien des ewigen Schnees, über dessen Gipfel der Gott des Reichtums herrscht. Doch in den Tiefen dieses Bergriesen sind die Höhlen der Schneeteufel verborgen… Sie haben ihn erhört. Sie waren bereit, seinen wahnsinnigen Träumen von der Erweckung der Blutgötter, die in grauer Vorzeit auch ihre Herren waren, Gehör zu geben. Gemeinsam hatten sie vor, den RUF an die Blutgötter auszusenden. Ich habe den Druiden verfolgt. Zusammen mit meinen Freunden, den Elementartrollen, war ich ihm auf der Fährte, als er niemals mehr damit gerechnet hätte. Du warst vom Tode gezeichnet. Ich konnte dir nicht helfen. Deshalb wollte ich den vernichten, der dir das angetan hatte – und der auch meinen menschlichen Körper auf dem Gewissen

hat.«

»Ihr habt sie angegriffen?« entfuhr es Damona.

Das Geistermädchen nickte. Bleich waren ihre Züge, das weiße, schleierartige Gewand, das sie umflirrte, bewegte sich wie unter unfühlbaren Luftschauern.

»Ja, wir haben sie angegriffen. Als sich der Druide der großen Schneefaust anvertraute, die ihn in die Tiefen der riesigen Gletscherspalte tragen sollte, hin zu den Eingängen ins Labyrinth der Schneeteufel… Wir haben ihn überrumpelt. Eine gewaltige Lawine haben wir ausgelöst – er wurde davon erfaßt, zerschmettert, in die Tiefen gerissen … Aber er lebt. Während wir – meine Freunde und ich – vernichtet sind. Ausgelöscht aus unserem Dasein … Übergewechselt in eine neue Existenz. In die Existenz von Nachtgeistern, von Traumgespenstern. Dies ist das letzte Mal, daß ich zu dir sprechen kann, Damona. Du sollst die Wahrheit wissen. Damit du deinen Kampf fortsetzen kannst. Du lebst, und das ist ein Wunder. Die gewaltige Energie des Hexendämons Yakaal ist in dir. Und sie wird mit dir sein, solange du dem Guten dienst. Der Schwarze Druide lebt, ja. Aber er ist eingesperrt, wie auch seine Verbündeten, die Schneeteufel. Tonnen und aber Tonnen von Schnee lasten auf ihren Höhlen. Und es wird Jahre, vielleicht Jahrhunderte dauern, bis sie sich wieder an die Oberfläche emporgegraben haben. Ihren RUF an die Blutgötter jedoch werden sie aussenden … Immer wieder … Und irgendwann – irgendwann, Damona – werden die Blutgötter ihn erhören und erwachen und ihre Erinnerung zurückgewinnen. Auf diesen Tag mußt du vorbereitet sein. Du mußt den Rücken freihaben. Darum – kämpfe deinen Kampf noch entschlossener, noch härter … Zeit, auszuruhen gibt es für dich und deinen Partner Mike Hunter nicht mehr … Nicht in eurer Welt. Doch von Zeit zu Zeit wird euch von anderer Seite geholfen werden, eure Kräfte zurückzugewinnen. Verlaßt euch darauf. Die Geister von Shangrij Lah wachen über euch …«

»Meine Mutter…«

»Ja, auch der Geist deiner toten Mutter Vanessa. Sie ist nach langer Odyssee endlich dort angekommen, wo man ihr wohlgesonnen ist. Wo ihr kein Übel mehr droht. Denke an sie, denn durch das Andenken wird sie ewig leben…«

Das schöne Gesicht des Elementargeistes verblaßte. Ein letztes Lächeln schenkte Flora ihrer Freundin, dann war sie verschwunden, und mit ihr die Kühle.

Damona dachte noch lange über diese Erscheinung nach. Dann war es also richtig, was wir uns vorgenommen haben, dachte sie.

Wir müssen uns um Kirgaal-Chan kümmern – um ihn, um den Ghoul vom Galgenberg und ein für alle Mal – um Asyhra, die dämonische Hexenherz-Präsenz!

Und dann, setzte sie grimmig hinzu, auch um den Mensch-Teufel Zarangar, der sich bis jetzt immer wieder geschickt im Hintergrund gehalten hatte.

Als sie am nächsten Morgen erwachte, erinnerte sie sich noch immer sehr deutlich an diesen Traum. War es wirklich nur ein Traum gewesen? Eine Weile grübelte sie daran herum. Schließlich sagte sie unzufrieden, daß sie es wohl nie definitiv erfahren würde. Sie lag an Mike Hunter gekuschelt da, genoß die Wärme seines Körpers, seine Nähe. Das Gefühl zu leben. Dann erst fiel ihr auf, daß das wütende Heulen und Winseln des Sturmes draußen fehlte. Das Wetter hatte tatsächlich gehalten!

Damona schob die Decke zurück und stand auf. Sie duschte, zog sich an und weckte den Langschläfer Mike Hunter. Während er sich noch verschlafen die Augen rieb, erzählte sie ihm ihren Traum. Er enthielt sich eines Kommentars. Aber sein Gesicht war ernst.

Der Druide lebte. Sein RUF würde die Blutgötter erreichen.

Das *war* auch eine ernste Nuß!

Harrison Valleroy und Liza Mitchell waren schon in der Küche, als sie kamen. Sie frühstückten zusammen. Keiner von ihnen sprach viel. Eine halbe Stunde später krochen sie durch ihren Schneetunnel aus der Station ins Freie hinaus.

Damona sah die blutroten Vergißmeinnicht, die den Schnee buchstäblich in einem prächtigen Teppich überzogen. Da wußte sie, daß sie das Erscheinen des Elementargeistes wirklich nicht nur geträumt hatte.

***

Sie trafen sich bei Anbruch der Dunkelheit auf dem alten Friedhof!

Kirgaal-Chan, der Fürst der Höllenengel, kam als erster dort an.

Gleich einem großen Schatten huschte er über das weite Gräberfeld.

Fliegen konnte er nicht mehr. Er war erschöpft. Den Weg von der Himalaja-Station hier herunter, in diese große Stadt, die die Menschen Katmandu nannten, hatte ihm die letzten Kraftreserven abverlangt.

Aber er hatte es geschafft. Er war hier. Und er trug Asyhra über seinen Schultern. Seit zwei Tagen hatte sie sich nicht mehr geregt und auch keinen Ton mehr gesagt. Sie fügte sich entweder in ihr Schicksal – oder brütete an irgendwelchen vergeblichen Teufeleien herum. Vergeblich deshalb, weil der schwarze Reif ihre Kräfte wirkungslos machte.

Chan wartete ungeduldig am vereinbarten Treffpunkt – dem Galgenberg. Hier oben konnte ihn der Schneeregen, der vom Himmel wischte, ungeschützt treffen. Wind zerrte an seinem verkohlten Flügel und grelle Schmerzschauer rannen durch den muskulösen Körper des Höllenwesens. Auch heute noch stand der eine Galgen auf dem Hügel.

Ringsum wuchs nichts auf dem Boden, denn dies hier war verfluchte Erde. Trotz des Regens hatten sich tiefe Risse in den Boden gegraben, der schwärzlich verfärbt war. Einige wenige Gräber waren rings um den Galgen angelegt gewesen. Heute zeugten davon nur noch zerfallene Erdhügel, zertreten und vom Sturm auseinandergewühlt. Kreuze gab es hier oben keine.

Die Henkerschlinge des Galgens pendelte wild hin und her. Gerade das richtige Wetter für ihr Treffen, befand Kirgaal-Chan. Aufmerksam hielt er Ausschau nach Scharkan, dem Ghoul vom Galgenberg.

Und da kam er!

Der Grabhügel halblinks vor dem Höllenengel geriet in Bewegung. Wühlende Bewegungen. Ein Knurren, das aus dem Bauch der verfluchten Erde kam. Erdreich bröckelte beiseite. Dann drängte von unten her eine kräftige Hand dagegen. Die schwarze, trotz des Regens trockene Erde brach auf – eine bleiche Totenhand erschien.

Chan blieb ruhig stehen. Sein Knochenmaul verzog sich zu einem häßlichen Grinsen. Scharkan liebte diese theatralischen Auftritte.

Eine zweite Hand erschien. Zusammen wühlten sie die Erde beiseite, Brocken flogen, kullerten den Hügel hinunter, Regen prasselte herunter und floß in kleinen, trüben Rinnsalen ab.

Den Händen folgte ein massiger Schädel, in dem große glühende Froschaugen saßen.

»Ich grüße dich, Scharkan!« empfing Chan den Ghoul vom Galgenberg. Der Regen zerfaserte ihm die Worte. Sturm heulte plötzlich wütender und untermalte die grausige Szenerie.

Scharkan wühlte sich vollends frei, wobei sich sein Körper unter eruptiven Bewegungen aus dem geschaffenen Loch herausstieß.

»Auch ich grüße dich, Chan, Fürst der Höllenengel«, erwiderte Scharkan gurgelnd. Mit schleichenden Schritten kam er heran. Dicht vor Chan blieb er stehen, blickte sich witternd um und nickte dann.

»Ich habe von deiner Wiederkehr gehört. Nachrichten solcher Art verbreiten sich schnell im Schattenreich.«

»Ich habe dich nicht vergessen, Freund«, gab Chan zurück. »Nur hatte ich bisher nicht die Zeit…«

Der Ghoul war fast so groß und massig wie Chan. Gelassen – wenn man bei einem solchen Wesen überhaupt eine Gelassenheit erkennen konnte – blickte er den Höllenengel an. »Du brauchst nicht weiterzureden, Chan. Was gibt es? Weshalb bist du *jetzt* gekommen? Und nicht allein.« Er deutete auf den schlaffen, zerschmetterten Körper Asyhras. »Ich weiß, daß ihr hohen Dämonen immer einen triftigen Grund braucht, einen meinesgleichen aufzusuchen. Ich bin ein Ghoul. Und Ghouls sind doch selber in euren Augen, minderwertige Kretins… Was weiß ich, wie ihr uns gleich den Menschen noch nennt.«

»Scharkan«, versuchte Chan ruhig zu argumentieren. »Ich – ich bin dein Freund. Denk an die alten Tage…«

»Ich habe seit Jahrzehnten keine Freunde mehr, Fürst.« Der Ghoul stieß ein schmatzendes Lachen aus. »Also – sagst du mir jetzt den Grund deines Kommens? Ich habe nicht viel Zeit.«

»Ich habe dir ein Geschenk mitgebracht.«

Damit ließ Kirgaal-Chan den leblosen Körper von seinen Schultern gleiten und warf ihn Scharkan vor die Füße.

Der Ghoul grunzte überrascht. Er wich zurück. Seine Körperkonturen veränderten sich. Wellige Linien wanderten über die monströse Gestalt. Scharkan wischte sich die großen Pranken an den modrigen Lumpen ab, die diese Alptraumgestalt nur notdürftig verhüllten.

»Ein Geschenk…?« wiederholte er.

Chan kochte innerlich, weil sich der Ghoul so viel Zeit ließ. Er hatte sich das Treffen anders vorgestellt.

»Du kannst sie haben«, bekräftigte er noch einmal.

»Das ist kein normaler Mensch«, knurrte der Ghoul. »Dieser menschliche Körper – die Hülle ist tot… Ja, da hast du recht. Aber tief im Innern gibt es noch Leben! Dämonisches Leben gleich dem unseren! Chan, was hat das zu bedeuten?«

»Asyhra versteckt sich in diesem Körper!«

»Die Rote Hexe. Deine ehemalige Geliebte? Die, die dich an deine Feinde verraten hat?«

»Genau die.« Chan bewegte seinen unverletzten Flügel. »Ich will, daß sie büßt.«

»Und ich soll sie…« Der Ghoul brach ab, starrte auf Chans Flügel.

»Du hast einen schlimmen Kampf hinter dir. Und du warst nicht gerade siegreich, wie ich sehe.«

»Nein. Aber meine Zeit wird kommen. Ich lebe. Der nächste Kampf wird nach meinen Regeln geschlagen.« Chan winkte unwillig.

»Was ist jetzt? Nimmst du mein Geschenk an, oder…« Der drohende Unterton in seiner grollenden und ohnehin schon rauhen Stimme nahm zu.

Der Ghoul packte den schlaffen Körper. Auch den schwarzen Reif berührte er kurz.

»Laß ihn!« fuhr Chan auf.

»Er sorgt dafür, daß sie so bleibt, wie sie ist«, nickte der Ghoul vom Galgenberg. »Ich weiß, Freund. Ich weiß…« Er schleifte den Körper auf das Loch im Grab zu. »Komm, Chan. Komm mit in mein Reich. Du hast eine kurze Ruhepause nötig. Du mußt dich erholen. Außerdem müssen wir über die Bedingungen noch sprechen.«

»Was für Bedingungen?«

Scharkan blieb stehen und wandte sich um. In seinen Froschaugen glitzerte es spöttisch. »Du hast gesagt, du bringst mir ein Geschenk.

Aber das hier – das ist kein Geschenk. Da ist ein Auftrag. Ein Dienst, den ich dir tun soll.«

»Wir sind Freunde!«

»Nein, das sind wir nicht. Und du weißt das. Also versuch nicht, mich hereinzulegen, oder du kannst von hier verschwinden!«

»Du wagst es…«

»Hör auf, Chan. So, wie du momentan vor mir stehst, kannst du es nicht mit mir aufnehmen. Also hör zu. Ich werde deinen Auftrag erledigen. Ich werde mich um dein Liebchen kümmern. Sehr gerne sogar«, setzte er hinzu. »Aber ich stelle eine Bedingung. Du wirst mir für diesen Dienst zwei andere Tote bringen! Zwei ganz bestimmte Menschen, auf die ich es schon lange abgesehen habe….«

Chan knirschte mit den Zähnen. Scharkan wollte ihn demütigen, er wußte es. Der Ghoul wollte ihn, den höherrangigen Dämon, zu sich auf eine Stufe herunterzerren. Ihn lächerlich machen. Aber Chan wußte auch, daß er momentan keine Bedingungen stellen konnte. Sein Haß auf Asyhra übertünchte alles. Er wollte, daß der Ghoul sie vernichtete. Dafür würde er alles tun. Alles.

»Wen?« quetschte Chan hervor. In der Ferne wetterleuchtete es und das warf dunkelblaue Schatten über den alten Friedhof.

»Die Geschwister einer gewissen Nakua Hua Sem. Ein Mann und eine Frau.«

»Ihre Namen. Und wo finde ich sie?«

Der Ghoul stieß ein glucksendes, zufriedenes Lachen aus.

»Sie heißt Naukima Hua Sem und wohnt in Katmandus Slumviertel. Sie ist eine – Hure, wie die Menschen dazu sagen. Er trägt den Namen Ang Dawan… Er ist ein Priester. Die beiden haben keinen Kontakt mehr zueinander. Die Frau hat ihn gelöst. Sie ist lebenshungrig, während er noch immer seiner großen Schwester Nakua Hua Sem nachtrauert.«

»Das interessiert mich nicht. Wo finde ich ihn?«

»Ganz hier in der Nähe«, erwiderte der Ghoul. »Er hat am Westrand dieses Friedhofs eine kleine Kapelle errichtet. Dort betet er für die Seele seiner Schwester, die er auf diesem – oder besser *unter* diesem Friedhof verschollen glaubt. Seine Gebete stören mich. Au- ßerdem kommen seinetwegen viele Neugierige und allen erzählt er von den alten Legenden und Gerüchten. Davon, daß hier ein Leichenfresser hause… Einige dieser Neugierigen waren sogar dreist genug, meine Gänge zu suchen. Die, die sie gefunden haben, leben nicht mehr. Aber das ist nicht wichtig. Wichtig ist nur, daß ich die beiden haben will.«

»Du hast Angst, daß sich eines Tages die Regierung dafür interessiert?«

»Das geht dich nichts an.«

»Gut, ich hole dir die beiden.« Chan nickte.

»Dann werde ich mich um deinen Auftrag kümmern«, erklärte der Ghoul verschlagen.

»Noch etwas, Scharkan«, rief der Höllenengel, als sich der Ghoul einfach abwandte.

»Ja?« Dicke Regentropfen liefen ölig über den schwammigen weißen Körper, in dem man das schwarze Dämonenblut pulsieren sehen konnte.

»Du wirst bei deiner Arbeit etwas finden. – Ein schwarzes, steinernes Herz. Das will ich haben. Als Andenken an die Verräterin. Du hast mich verstanden?«

»Ja, Chan.« Der Ghoul kicherte wieder. »Ja, das habe ich.«

Und damit war für ihn die Unterredung beendet. Er stieß den Körper der Dämonischen in das Loch und glitt dann affengeschmeidig hinterher.

Chan starrte noch kurz darauf und sah zu, wie die Erde sich wieder schloß, und seine rötlichen Höllenaugen schienen kurz heller zu glimmen. Nein, du hast nichts verstanden, Kretin, dachte Chan. Das Herz ist der Inbegriff Schwarzer Macht. Oder Weißer Macht. Je nachdem, wer es nach dem Tode Asyhras in Händen hält. Ich habe gesehen, was Damona King alles damit bewirken konnte. Nach Asyhras Tod wird das Herz noch mächtiger sein. Jeder geistige Tod stärkt es. Scharkan wird Asyhras Geist zusammen mit dem Körper töten. Und wenn ich das Herz dann in meiner Gewalt habe, dann –Es führte diesen Gedanken nicht zu Ende. Eifersüchtig war er darauf bedacht, niemanden seine Pläne zu offenbaren. Vielleicht gab es einen telepathischen Lauscher? Man konnte nie wissen.

Mit einem wilden Knurrlaut fuhr er herum. In großen Sätzen jagte er davon. Jetzt, ohne Last, konnte er auch immer wieder einige Yards weit fliegen. Kurz dachte er daran, sich seine geflügelten Teufelinnen zu Hilfe zu holen, aber die Idee verwarf er wieder. Diese Sache wollte er allein erledigen, denn dann würde ihm auch der Ruhm und der ganze Lohn dafür allein gehören.

Das Dunkel verschluckte ihn.

Scharkan, dachte der Höllenengel, du sollst deine Toten bekommen. Aber ich – ich bekomme dafür meine Rache *und* die Macht des steinernen Hexenherzens.

***

Aber noch ein anderer grotesker Schatten huschte an den verwitterten Grabkreuzen und windzerzausten Büschen und Bäumen vorbei durch die regnerische Dunkelheit.

Ein Schatten, der einem Wesen gehörte, das den Stimmen der beiden Dämonen gefolgt war und so den Weg ins Freie gefunden hatte.

Ein Wesen, das zum ersten Mal seit dreißig Jahren wieder frische

Luft und Regen roch und spürte, und die Unterhaltung der Unheimlichen belauschte.

Jemand, der sich jetzt trotz seines Wahnsinns an sein früheres menschliches Dasein erinnerte…

***

Vor ihnen tauchten im Abendrot die drei Gipfel des Mount Everest auf. Damona ließ sich ablenken und schaute durch die Plexiglaskanzel des großen Army-Hubschraubers hinaus. Die Frage, die der CIA-Captain Philip Myers gerade aufgestellt hatte, überhörte sie.

Endlich war ihr Ziel – Katmandu – in greifbare Nähe gerückt. Hinter dem von den Sherpas Tschomolungma – Göttinmutter der Erde – genannten Berg sah sie den Makalu und den Kangchendzonga. In der Tiefe dieses Riesen lag der Schwarz Druide begraben. Nur kurz dachte sie daran. Diese Abendstimmung ließ kaum einen Platz für düstere Gedanken.

Damona nahm die Schönheit der Bergwildnis in sich auf. Ja, jetzt verstand sie, weshalb dieses Bergmassiv das Dach der Welt genannt wurde.

Captain Myers nörgelte vor sich hin. Sie waren sich auch auf Anhieb unsympathisch gewesen, obwohl Damona normalerweise nicht vorschnell urteilte. Aber der alte Militär-Bursche hatte etwas von der preußischen Zackigkeit an sich, die allein militärische Ränge achtete. Zivilisten waren für ihn das Allerletzte.

Gut, er hatte sie gerettet. Mike und Harrison und Liza und sie saßen alle wohlbehalten in der Wärme des Hubschraubers und waren auf dem Weg – fast hätte sie gedacht: nach Hause. Aber das stimmte nicht. Sie waren auf dem Weg zum nächsten Einsatz. Wenigstens Mike und sie.

Die Besatzung des zweiten Hubschraubers war oben, in der Basis Alpha, zurückgeblieben. Sie sollte sich um den Rücktransport der Toten nach Katmandu kümmern und die Station versiegeln. Das Forschungs-Programm war vorerst auf höchsten Befehl hin unterbrochen.

Auf dem Rückflug hatte Captain Myers sie der Reihe nach vernommen. Damona hatte nicht verhindern können, daß Harrison und Liza die Wahrheit sagten. Das war auch richtig so. Wie sonst hätten, sie den Tod von dreizehn Stationsmitgliedern erklären können?

Aber dafür trat genau das ein, was Damona befürchtet hatte. Der Captain glaubte ihnen nicht.

»Ich will Ihnen mal was sagen«, brummte er und erhob seine Stimme, weil er sich von Damona übergangen fühlte. »Ich glaube weder an den Weihnachtsmann noch an den Osterhasen – und erst recht nicht an

einen riesengroßen Höllenengel, der mit seinen geflügelten, nackten Weibern die Basis Alpha angreift…«

»Das ist Ihr Problem, Captain«, sagte Mike Hunter umgänglich und putzte sich weiterhin die Fingernägel.

Ihn ödeten solche Prinzipenreiter, die nur auf Befehl denken konnten und wollten, genauso an wie Damona.

»Oh nein«, sagte der Captain gefährlich leise. »Das wird auch Ihr Problem werden, denn ich…«

Damona unterbrach ihn. »Können Sie mir sagen, wo es in Katmandu einen Galgenberg gibt?«

Myers kam aus dem Konzept. »Einen – Galgenberg? Nun, warten Sie… Ich glaube, ich habe kürzlich etwas von einem Priester gehört, der in der Nähe eines alten, angeblich verfluchten Friedhofes eine kleine Gedenk-Kapelle errichtet hat. Man hat ihn interviewt, und dabei fiel auch der Begriff … Galgenberg. Er soll sich mitten in diesem alten Friedhof der Ausländer befinden. Und der Priester sagte auch noch etwas von einem … äh … Leichenfresser …«

Der Captain brach ab, lief rot an und knirschte mit den Zähnen.

»Was soll das jetzt wieder? Vom Höllenengel zum Leichenfresser? Sie wollen mich wohl…«

»Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Captain«, erwiderte Damona sanft. Der CIA-Mann plusterte sich auf, wollte zu einer barschen Entgegnung ansetzen. Aber das verhinderte Damonas Blick. Darin lag etwas, eine unausgesprochene Warnung, etwas Kaltes…

»Ich mache Ihnen einen Vorschlag«, sagte Damona noch einmal.

Diesmal hörte der Captain zu. Harrison Valleroy lächelte und blinzelte Damona an. »Sie halten meinem Partner und mir sämtlichen bürokratischen Ärger vom Hals, und…«

»Sie haben keine Papiere, und das bedeutet, daß Sie sich illegal…«

»Das kann Ihnen gleich sein. Sie sind Amerikaner. Hier aber sind wir in Nepal. Darf ich Ihnen jetzt endlich meinen Vorschlag machen?«

»Meinetwegen«, knurrte er.

»Keinen Ärger für meinen Partner und mich. Sie stellen uns einen Wagen, und Flammenwerfer und klären für uns, wo dieser verfluchte Friedhof mit dem Galgenberg liegt. Dann begleiten Sie uns hin.«

»Und?«

»Und wir stellen Ihnen den Fürsten der Höllenengel vor«, erklärte Damona. »Nach unseren Informationen hält er sich nämlich dort auf. Und mit ihm – der Ghoul vom Galgenberg.«

Damona sah, wie das faltige, harte Gesicht des CIA-Mannes die Farben wechselte. Er glaubte ihr nicht. Natürlich nicht. Damona wußte aber auch, daß sie hoch spielte. Wenn Kirgaal-Chan seine Pläne geändert hatte und diesen Friedhof nun nicht aufsuchte, dann sah ihre Lage nicht gerade rosig aus.

»Also gut«, preßte der Captain heraus. »Ich werde das alles arrangieren. Und ich komme mit. Darauf können Sie Gift nehmen.«

»Besser nicht«, wehrte Damona ab. »Wir haben auch so schon genug um die Ohren.«

Sie blickte wieder hinaus. Das Wetter verschlechterte sich. Über den Mount Everest zogen wuchtige, graue Wolkenballungen heran.

Das letzte Rot der untergehenden Sonne wurde davon verschluckt.

Unter ihnen bereiteten sich jetzt die Schnee- und Eismassen des Lantang-Gletschers aus. Rechts davon gab es bereits weite Grünflächen. Sie bezeichneten die Baumgrenze. Katmandu lag im Tschitwan-Nationalpark. Der Gauri Sankar mit 7145 Metern erhob sich düster in Blickrichtung zum Mount Everest.

Der Pilot brachte die Maschine tiefer. Bald darauf war der Everest in den Gewitterwolken verschwunden. Die Dunkelheit setzte schlagartig ein.

Damona dachte an Kirgaal-Chan, denn der Höllenengel bereitete ihr wirklich eine Menge Sorgen…

***

Der Priester Ang Dawan kniete auf den rissigen, staubigen Stufen vor dem Altar der kleinen Kapelle und betete. Es war dunkel in der Kapelle. Nur vier hohe, rote Kerzen spendeten ein flackerndes Licht.

Schatten huschten über die Wände.

Irgendwo knarrte ein Brett der wenigen einfachen Bankreihen. In letzter Zeit kamen mehr Leute hierher. Aber Ang Dawan hatte den Verdacht, daß sie nicht des Herrn wegen, sondern seinetwegen kamen. Er war zu einer Sehenswürdigkeit geworden. Aber sollte er das ändern? Sie kamen wenigstens, und wenn sie hier waren, dann waren sie auch dem Herrn nahe.

Er betete für den Frieden in der Welt, für alle Menschen, die guten und die schlechten. Und – er betete für seine Schwester Nakua Hua Sem, die in einer genauso stürmischen und verregneten Nacht vor dreißig Jahren gemeinsam mit ihrem Geliebten Selim Tharkay spurlos verschwunden war. Seinen alten VW hatte man vor dem verfluchten alten Friedhof gefunden. Genau an der Stelle, an der jetzt die Kapelle stand.

Ang Dawan erinnerte sich noch gut an jene Nacht, obwohl er damals noch ein kleiner Junge gewesen war. Nakua hatte er geliebt. Sie hatte alles für ihn und seine gleichaltrige Schwester Naukima getan, damit sie nach dem Tod der Mutter nicht verhungerten. Und dann war sie einfach verschwunden. Sie war nicht mit Selim Tharkay geflohen, oh nein. Hier, auf dem Friedhof der Ausländer, deren Glauben er mittlerweile angenommen hatte, hatten ihre Spuren geendet.

Der Leichenfresser hatte sie geholt.

Ang Dawan glaubte es fest. Seit er hier die Kapelle betreute, hatte er nach manchen wüsten Nächten Spuren des Unheimlichen entdeckt… Eine aufgebrochene Leichenhalle am Ostende des Friedhofs. Aufgewühlte Graberde … Der dämonische Aasfresser hatte bestimmt kein leichtes Dasein hier, denn der Friedhof wurde nicht mehr für Bestattungen benutzt. So war dann auch das morsche Innere der Leichenhalle in einem jähen Anfall von Enttäuschung buchstäblich zertrümmert worden.

Ja, er wußte, daß es den Ghoul gab, doch niemand wollte ihm glauben.

Das Knarren wiederholte sich. Dieses Mal war es eine Tür. Die Tür zur Sakristei. Ang Dawan fuhr herum, wie von der Natter gebissen.

Wer kam um diese späte Sunde noch -?

Ein Schatten war zu sehen.

Ang Dawan ruckte hoch. Sein Atem kam gepreßt. Schweiß stand in seinem Nacken. Er begann zu zittern.

Er wußte, wen er da vor sich hatte…

Der Ghoul war endlich gekommen, um ihn zu holen!

Damit hatte er gerechnet. Das gehörte zu seinem Plan. Er wollte mit der Bestie reden. Wollte von ihr hören, was sie mit seiner Schwester Kakua gemacht hatte.

Ang Dawan hatte immer gewußt, wie sehr seine Anwesenheit hier den Ghoul reizte. Er mußte rasend sein vor Hunger. Seine unterirdischen Vorräte mußten bestimmt fast aufgebraucht sein.

Trotzdem – die Bestie hatte sich lange Zeit gelassen. Sie war vorsichtig.

Aber jetzt kam sie.

Der Schatten glitt weiter. Ang Dawan hörte ein röchelndes Atmen.

Patschende Schritte tappten über den Holzboden.

Dann sah Ang Dawan die Gestalt im Licht der Kerzen und glaubte den Verstand verlieren zu müssen! Er wußte, seine Überlebenschance war gleich Null…

***

»Da vorne müssen Sie links ab«, kommandierte CIA-Captain Philip Myers und war dabei sicherlich in seinem Element.

Damona gab keine Antwort. Sie fuhr zügig. Der Datsun war nicht gerade mit ihrem schwarzen Renault Alpine vergleichbar, aber er fuhr wenigstens.

Sie tippte den Blinker und bog ab. Diese Straße war nicht einmal mehr mit einem Kopfsteinpflaster überzogen. Schlaglöcher so groß wie Mondkrater klafften darin. Eine Stoßdämpferprüfstrecke, im wahrsten Sinne des Wortes.

»Jetzt werden wir Ihren Höllenengel ja wohl bald zu Gesicht

bekommen, nicht wahr?« giftete Myers, und Damona bedauerte so langsam wirklich, den Burschen mitgenommen zu haben.

Harrison Valleroy und Liza Mitchell hatten Befehl erhalten, in der CIA-Zentrale in Katmandu auf das Eintreffen eines Regierungs-Kommissars zu warten. Der sollte sie weiter über die Vorkommnisse in der Basis Alpha befragen.

Die Wischer konnten die Regenmassen kaum ausreichend zur Seite schaufeln. Es schüttete wie aus Kübeln. Der Boden weichte auf

Allerdings nicht zu schlimm, denn er hatte bereits die ersten Frost-Nächte hinter sich. Bald würde es wohl auch hier unten schneien.

Große, zerfledderte Schatten winkten in der Düsternis. Im Näherkommen entpuppten sie sich als Bäume. Auch struppige Büsche gab es, durch die schaurig der Wind heulte.

Die Kapelle sahen sie im nächsten Moment hinter wirbelnden Regenschleiern auftauchen. Das Abblendlicht des Datsun bohrte sich in die Schwärze hinein. Mike Hunter zog sich bereits im Sitzen die schwarze Lederjacke über. Ein Klappern entstand, als er die beiden Flammenwerfer nahm. Dann ein metallisches Schnappen. Er überprüfte das Magazin der Magnum, die ihm von den CIA-Leuten zur Verfügung gestellt worden war, denn seine Waffe hatte er im Himalaja verloren. Die Magnum war wirklich eine kleine Taschenflak.

Ihre Geschosse bestanden zwar nicht aus Silber, aber sie waren immerhin noch geweiht worden. Außerdem waren sie so groß, daß sie verdammt empfindliche Löcher reißen konnte. Selbst ein Monstrum wie Kirgaal-Chan mußte daran zu knabbern haben…

Damona selbst hatte noch ihre Luger samt zwei Reserve-Magazinen. Zusammen mit den Flammenwerfern eine ganz ordentliche Ausrüstung.

Die würden sie auch brauchen. Denn im aufgewühlten Regendunkel erschien eine Titanengestalt und jagte auf die Kapelle zu!

Eine Titanengestalt, die von nur einem großen Flügel vorangetragen wurde.

Captain Myers hatte sie auch gesehen. Er stieß einen kieksenden Laut aus. Und verschluckte sich. Und bekam einen Hustenanfall, an dem er fast erstickte.

Damona zog den Wagen entschlossen von der Straße herunter und fuhr querfeldein. Das Abblendlicht schaltete sie aus. Sie gab Gas. Ein Holzgeländer übersah sie in der Dunkelheit. Sie fuhr es über den Haufen. Latten wirbelten durch die Luft davon. Die Räder des Datsun mahlten über den breiten Boden. Damona zog den Wagen in die nächste Kurve, jetzt lag die Kapelle direkt vor ihnen. Von dem Höllenengel war nichts mehr zu sehen.

Dafür um so mehr zu hören. Glas zersprang klirrend.

»Er ist in der Kapelle!« sagte Mike knapp.

»Ja! Leider.«

Der Datsun schlingerte leicht. Captain Myers hustete und würgte noch immer. Damona konnte sich nicht um ihn kümmern. Sie stellte den Datsun vor der Kapelle ab, drückte die Tür auf und war unterwegs, die Luger in der Faust.

Mike jagte schon hinter ihr her.

In der Kapelle tobte ein fürchterlicher Kampf, daß signalisierten die verzweifelten Schreie…

***

Tief im unterirdischen Labyrinth des Ghouls schüttelte die Hexenherz-Präsenz Asyhra ihre Benommenheit ab. Scharkan warf sie achtlos wie ein Kleiderbündel zu Boden. Der Raum, in dem sie sich jetzt befanden, war unregelmäßig rund und so hoch, daß der Ghoul mühelos aufrecht stehen konnte. Asyhra öffnete die Augen ihres Wirtskörpers noch weiter, nahm die ganze schreckliche Umgebung in sich auf. Die grinsenden Totenschädel, die verstohlen umherhuschenden Ratten, die Gebeine. Das hier war Scharkans *Dinier-Raum*.

Asyhra begriff, daß sie endgültig verloren war. Sie hatte hoch – gespielt und alles war vergebens gewesen. Der Schwarze Druide war weit, und er würde ihr nicht mehr helfen – vorausgesetzt, er lebte selbst überhaupt noch.

Der Ghoul rieb sich die Pranken. Er war ein wahres Gebirge aus schwammigem Fleisch und ruckartig arbeitenden Muskeln. Bleich und grotesk, so stand er vor ihr.

»Du hast gehört, was er von mir verlangt hat«, gurgelte und schmatzte er, wobei sich sein Maul auf tat und Asyhra einen grausigen Blick in den riesenhaften Rachen gewährte.

Die Hexenherz-Präsenz füllte den Wirtskörper mit Leben aus und bewegte dessen Kiefer sowie die Stimmbänder und sagte: »Du brauchst ihm nicht zu gehorchen, Scharkan. Ich könnte dir mehr Nutzen bringen.«

Der Ghoul vom Galgenberg lachte. »Oh nein, Asyhra. Dir kann man nicht trauen. Du würdest jeden verraten, wenn dir das zum Vorteil gereichen würde. Du bist fällig.«

»Noch hat dich Chan nicht bezahlt. Er ist noch nicht wieder zurück.«

»Aber er wird kommen. Sein Haß auf dich ist groß genug.« Der Ghoul schob sich näher. »Und ich – ich habe Hunger!«

»Dann hast du Kirgaal-Chan vorhin also geblufft. Du hättest mich auf jeden Fall…«

Der Ghoul nickte. Heftiger pulsierte dabei das schwarze Blut in seinen Adern. »Ich sagte es dir bereits – ich bin hungrig!«

Asyhra zog sich in die Tiefen des Wirtskörpers zurück. Es hatte

keinen Sinn, mit diesem Bastard zu reden. Er würde sich nicht herumkriegen lassen. Und ihre magischen Kräfte konnte sie nicht einsetzen, so sehr sie das auch versuchte. Der schwarze Reif verhinderte es, machte sie so hilflos wie einen dieser elenden Sterblichen. Verzweiflung überflutete sie. Plötzlich wünschte sie, Damona King niemals verraten und im Stich gelassen zu haben. Aber jetzt war es zu spät.

»Ich will dir noch etwas erzählen«, grollte Scharkan genüßlich, während er ihre Arme packte und sie ins Zentrum des Knochenraumes schleifte. »Damit dir die Zeit nicht lang wird. Du weißt, daß ich ein Ghoul bin. Aber du weißt nicht, daß ich noch ein bißchen mehr bin. Ich kann deinen Wirtskörper vernichten. Das ist klar. Aber das könnte dich trotzdem noch nicht beunruhigen. Du hast dich in dein Hexenherz zurückgezogen. Dort glaubst du dich sicher. Das ist ein Irrtum. Wie gesagt… Ich bin ein bißchen mehr als ein Ghoul, und nicht umsonst war Chan so erpicht darauf, mich als seinen Freund zu bezeichnen. Ich will dir die Wahrheit sagen, Asyhra. Die hast du verdient. Wenn ich deinen Körper vernichte, so vernichte ich auch Stück für Stück deinen dämonischen Geist. Ich kann es nicht erklären. Ich weiß selbst nicht, wie das funktioniert. Aber es ist so. Deshalb wollte Chan, daß ich dich in meine Fänge bekomme. Vielleicht bleibt ein Rest – irgendein Rest – von dir doch am Leben. Du bist schließlich stark. Nun, dann wirst du auf ewig die Erinnerung an diese Stunde in dir tragen. Niemand verkraftet eine solche Erinnerung. Auch eine Dämonin nicht.«

Der Ghoul schwieg. Er ließ sich Zeit.

Und die Hexenherz-Präsenz verspürte zum ersten Mal in ihrem Leben wirkliches Grauen.

Ein Grauen, das wie Säure war, das ihren Geist schon jetzt zu zersetzen und zu zerfressen drohte, das sie halb irrsinnig werden ließ.

»Nein!« keuchte sie.

Und sie dachte daran, was jetzt geschehen würde, und sie schrie und geiferte und versuchte, gegen die Macht des schwarzen Reifes anzurennen. Vergeblich. Scharkan lachte gurgelnd, ein furchtbares Höllengelächter, das in ihrem Geist dröhnte.

Jetzt verstand sie Kirgaal-Chans Beweggründe wirklich, ja, da hatte der Ghoul recht. Das war die Rache des Höllenengels. Und noch mehr, denn nach ihrem Tod würde er das Hexenherz bekommen.

Kirgaal-Chan, der Höllenengel, wußte Bescheid. Er wußte, was dieses Herz nach der Vernichtung ihres, Asyhras, Geistes für eine Macht darstellte. Eine Macht, die derjenige voll und ganz nutzen konnte, der das Herz in Händen hielt. Eine Macht, die nicht mehr von ihrem Geist kontrolliert und lediglich gnädig zugeteilt wurde, sondern schlicht und einfach – ultimative Macht, die man nur noch zu nutzen verstehen

mußte.

Der Ghoul walzte heran.

Noch einmal schrie Asyhra. Aber ihr Schreien verging zitternd und ungehört. Dann war Scharkan, der Ghoul, heran.

***

Die Stimme klang brüchig und zitterte.

»Hab keine Angst…. Ich bin es … deine Schwester Nakua. Ich bin gekommen, um dich zu warnen, Ang Dawan …«

Der Priester wich zurück, bis er die Wand im Rücken hatte. Das Grauen weitet seine Augen, die Pupillen traten ihm aus den Höhlen.

Mit allem hatte der Priester gerechnet, aber nicht damit! Nicht mit diesem Auftritt des leibhaftigen Irrsinns!

»Nein!« keuchte er. »Geh weg! Du bist nicht Nakua… Du bist der Ghoul vom Galgenberg, der…«

»Ich bin es wirklich. Bis heute… bis heute war ich in den Gängen des schrecklichen Leichenfressers eingesperrt. Ich habe den Ausgang gesucht. Jahrelang. Und ich habe ihn nie gefunden. Erst heute Nacht gelang es mir, Ang. Bitte …« Die Gestalt hob die Hände.

»Und du – du hast dich genauso ernährt… wie er?« quetschte er fassungslos heraus.

»Nicht genauso. Ich lebte von Wurzeln und von… den Tieren, die es dort unten gibt. Nicht von dem, was Scharkan als seine Nahrung bezeichnet. Trotzdem wurde ich so … so häßlich. Vielleicht war das Charkans Magie. Sein böser Odem. Ich – ich weiß es doch nicht, Bruder!«

Und Ang Dawan sah, wie Tränen über das verzerrte Gesicht liefen. Ein gurgelndes Schluchzen schüttelte das Zerrbild eines Menschen. Der Priester schluckte. Auch er spürte Tränen in seinen Augen. Und er gab sich einen Ruck. Er machte den ersten Schritt auf das Monstrum zu.

»Ich – bin – wirklich deine Schwester…«, sagte sie abgehackt. »Ich wäre nicht gekommen. Ich hätte dir meinen Anblick erspart … Aber ich mußte dich warnen. Der Höllenengel ist gekommen, und Scharkan will, daß er dich holt … Von ihm weiß ich auch, daß du mein Bruder bist … Daß du Ang Dawan bist. Oh …. Ich – sieh mich nicht so an. Bitte – sieh mich nicht so an!« Sie hob ihre Hände. Ang Dawan zitterte. Er glaubte jetzt, hinter dem Gurgeln und Röcheln und Schmatzen ihrer verwüsteten Stimme die Stimme seiner Schwester zu erkennen.

»Nakua…«, flüsterte er. »Nakua … um Gottes Willen …«

Sie zog sich zurück. »Nein. Du darfst mich nicht berühren. Ich will es nicht. Du ekelst dich vor mir – und das ist nur verständlich. Ich…«

Weiter kam sie nicht. In diesem Augenblick zerplatzte das große,

hohe Buntglasfenster über dem Altar der kleinen Kapelle und die tausend glitzernden Splitter spien den leibhaftigen Tod aus – Kirgaal-Chan, der Höllenengel, war da!

***

Ein schwarzer Pfeil zuckte mit einem durchdringenden Sirren von der Sehne des großen, ebenfalls schwarzen Bogens, den er hielt.

Mit tödlicher Präzision raste der Pfeil auf Ang Dawan zu!

Der Priester war gelähmt von dem Auftauchen dieses neuen Schreckens. Und der Pfeil hätte ihn bestimmt getroffen – wäre da nicht Nakua gewesen.

Mit einem wilden Schrei warf sie sich vor – und direkt in die Flugbahn des Pfeiles. Mit einem dumpfen, klatschenden Laut rammte er in den gallertigen Körper der Ghoul-Frau und schleuderte sie zurück, in Ang Dawans Arme.

»Nein!« brüllte der Priester.

Der Höllenengel raste heran. Schon lag der neue Pfeil auf der Sehne. Hinter ihm regneten die Glassplitter auf den Boden. Ang Dawans Hände zuckten zurück, als er den schwammigen Körper berührte.

»Bruder…«, keuchte das Schreckenswesen, das unzweifelhaft seine Schwester Nakua war. Ja, jetzt glaubte er ihr, denn welchen Grund hätte dieses Wesen gehabt, sich für ihn zu opfern?

Schon flog der nächste Pfeil mit einem häßlichen Zirpen heran.

Ang Dawan warf sich flach zu Boden. Dem Pfeil entging er trotzdem nicht. Ein greller, glühendheißer Schmerz explodierte in seiner Schulter und nagelte in auf den Bretterboden.

Der Höllenengel warf sich in der Luft herum. Und landete. Ein Flügel arbeitet nur. Der andere hing schlaff herunter.

»So, jetzt erledige ich dich voll, Pfaffe!« knirschte der Teuflische.

Er wollte keine Zeit verlieren.

Der Priester sah zu ihm empor.

Sah, wie der Höllenengel seinen Bogen spannte, die stählerne Pfeilspitze zeigte genau auf sein Gesicht…

***

Damona katapultierte sich in die Kapelle hinein!

Mit einem einzigen Blick erfaßte sie die Situation. Sie riß die Hand mit der Luger hoch und zog den Stecher durch. Mike Hunter sprintete nach links hinüber. Die Magnum in seiner Hand brüllte auf. Der Höllenengel wurde um seine eigene Achse gewirbelt.

Sein Schrei gellte auf und brach sich schaurig an den Kapellenwänden. Mit dem Schrei flog der schwarze Bogen davon.

Und zwar mit Kirgaal-Chans linker Hand. Die hatte Mikes Magnum-Kugel buchstäblich vom Arm des Dämons abgetrennt.

Damonas Schuß ging im Knallen der Magnum unter. Die Silberkugel

traf den Höllenengel auch – aber wie zuvor verdaute er sie.

»Fang!« Mike warf Damona einen Flammenwerfer zu.

Sie ließ die Luger in die Schulterhalfter zurückgleiten – so schnell, daß es fast wie Zauberei aussah, und fing den Flammenwerfer.

Chan stieß sich vom Boden ab. Der Priester kroch wimmernd beiseite. Schon flatterte der Höllenengel zu dem zertrümmerten Fenster hinauf.

»So nicht, Freundchen!«

Damona war schon unterwegs. Fauchend flammte der Feuerstrahl aus dem Lauf. Er versengte Kirgaal-Chan den Pelz. Kreischend hechtete der Höllische durch das Fenster und verschwand in Regen und Düsternis.

Damona stoppte ihren Sprint ab und wirbelte herum. Mike hatte auch bereits gehandelt. An der Tür rannte er beinahe Captain Philipp Myers über den Haufen.

Der CIA-Mann torkelte. Damona fing ihn auf, während Mike Hunter schon weiterhetzte. »Kümmern Sie sich um den Priester!« kommandierte sie. Der Captain war so perplex über den harten Kommandoton, daß er salutierte.

Damona wollte hinter Mike herjagen, da hörte sie das gurgelnde Flehen. Der Ghoul! Natürlich! sie hob den Flammenwerfer und richtete ihn auf das Alptraumwesen, das sich mit einem schwarzen Pfeil im Leib auf dem Boden krümmte. Der Priester hatte sich zu diesem Monstrum geschleppt.

»Nicht… schießen!« keuchte er jetzt, als er Damonas Bewegung sah.

»Das ist ein gefährlicher Dämon!«

»Nein… meine Schwester … Nakua …«, röchelte der Priester. »Sie hat mich gerettet. Sie hat den Pfeil aufgefangen, der für mich bestimmt war … Nakua …« Der Priester verlor die Besinnung.

Da riß sich der Ghoul hoch. Damona wurde überrascht. Eine schleimtriefende Pranke schoß vor und packte den Flammenwerfer.

»Ich – will ihnen nichts… tun«, gurgelte das Wesen. »Ich will nur – sterben … Endlich sterben … Bitte …«

Damona stand steif. Das Entsetzen füllte sie aus. Was mußte dieses Wesen durchgestanden haben? Sie konnte es nur ahnen. Es mußte grauenhaft gewesen sein.

Der Flammenstrahl loderte auf. Die Ghoul-Gestalt verging in einem Feuerorkan, das Feuer packte sie, umhüllte sie, und Sekunden später war sie wie ein Spuk vergangen.

Der Flammenwerfer polterte zu Boden. Myers stammelte irgend etwas, das Damona gar nicht verstand.

Der Flammenwerfer war hin. Damona zerbiß einen Fluch zwischen den Zähnen. Sie blickte sich um und sah den schwarzen Elbbogen des Höllenengels am Boden liegen. Sie jagte hin, hob die schwere Waffe

auf und sammelte auch die beiden Pfeile ein. Myers brüllte wieder etwas, aber sie jagte nur an ihm vorbei und hinaus.

Durch dieses Zwischenspiel hatte sie zwei Minuten verloren. Mike war allein da draußen.

Allein in Nacht und Regen – allein mit dem Höllenengel!

***

Mike Hunter stoppte und orientierte sich.

Tief sanken seine Schuhe in den breiigen Boden des Friedhofs ein.

Flüsternd strich der Wind über die verwitterten Gräber. Ein bizarrer Anblick. In der Düsternis sah Mike umgefallene Kreuze, ein ganzer Engel war nach vorn gesunken und seine zum Gebete gefalteten Steinhände lehnten jetzt an einem verkrüppelten Baum, den Mike nur als Schattenriß erkennen konnte.

Er selbst stand mitten in einem eingesunkenen Grabhügel. Von Kirgaal-Chan keine Spur. Aber er mußte hier irgendwo stecken.

Schließlich konnte sich der Bursche nicht mehr nur einfach absetzen.

Er war angeschlagen. Mit Fliegen war da nicht mehr viel drin.

Das hier war das Finale. Dieses Mal durfte der Höllenengel nicht wieder entkommen. Mike biß die Zähne zusammen, dachte an seinen wunden Rücken, den er dem Dämon verdankte und rannte weiter.

Im unregelmäßig aufflackernden Wetterleuchten sah er weit voraus den Galgenberg auftauchen. Sogar ein Galgen stand noch darauf, und die Schlinge pendelte im Wind. Der Regen machte ein weiteres Hinsehen unmöglich. Er peitschte jetzt genau von vorn in Mikes Gesicht.

Erst Schnee, jetzt Regen, dachte Mike bissig. Bin gespannt, was als nächstes kommt.

Als nächstes kam – der Höllenengel!

Hinter der schwarzen Wand aus Regen, Gestrüpp, Grabkreuzen und Büschen und Bäumen zeichnete sich ein Körper ab… Der Körper war in Bewegung und schoß in einer irrsinnigen Geschwindigkeit auf Mike Hunter zu! Kaum hatte er ihn entdeckt und den Flammenwerfer hochgerissen, da war der Höllenengel auch schon da.

Mike spürte nur noch den Schlag, der ihn nach hinten in den Dreck schleuderte, dann war der Höllenengel mit einem Knurrlaut über ihm…

***

»Hier bin ich, Chan!« brüllte Damona und sah, wie der Höllenengel für eine Zehntelsekunde aus dem Konzept kam, von Mike Hunter abließ und den Schädel hob. Das Maul klaffte noch immer auf, und Damona sah die fürchterlichen Zahnreihen, mit denen der Höllenengel Mikes Kehle hatten zerfleischen wollen.

Jetzt ließ sie ihn in den Mündungsblitz ihrer Luger sehen!

Kirgaal-Chans Schädel wurde herumgerissen. Damona feuerte noch einmal, blieb dabei aber nicht mehr länger stehen, weil sie noch zu weit vom Geschehen entfernt war. Den nächsten Schuß jagte sie in vollem Sturm aus dem Waffenlauf.

Mike blieb auch nicht tatenlos.

Er rammte Chan seine Knie in den Leib und hieb mit beiden Fäusten nach. Das warf den riesenhaften Kerl zurück. Dabei schwebte der Armstumpf des Dämons kurz in der Luft, als wolle er sich dort irgendwo festhalten. Wie ein Mahnmal des Grauens sah er im Wetterleuchten aus.

Fünf, sechs weitere Schritte, und Damona war bei Mike. Er richtete sich gerade fluchend auf und klaubte seine Magnum aus der Halfter. Den Flammenwerfer sah auch Damona nirgends liegen. Wahrscheinlich war er durch Kirgaal-Chans Angriff zu weit davongeflogen.

Der Höllenengel hatte bereits wieder Fersengeld gegeben und stieg aus dem Stand senkrecht hoch. Mike feuerte, traf ihn aber nicht. Damona wollte es besser machen, aber die Luger machte nur KLICK!

Zum Nachladen hatte sie keine Zeit, denn jetzt wurde es wirklich höllisch ernst!

Der Ghoul vom Galgenberg griff mit einem widerlichen, röhrenden Schrei in den Kampf auf dem Friedhof ein.

***

Mike holte den Höllenengel mit der Magnum vom Himmel herunter!

Die kanonenkugelartigen Geschosse zerfetzten buchstäblich den noch unverletzten linken Flügel der Kreatur des Bösen! Kirgaal-Chan schmierte ab.

Damona hatte den schwarzen Elbbogen des Dämons im gleichen Augenblick von der Schulter gerissen. Für den Bruchteil einer Sekunde hatte sie den Ghoul *und* Kirgaal-Chan in einer Linie vor sich!

Sie legte den schwarzen Pfeil in fliegender Hast auf die Sehne. Der Ghoul stapfte mit wuchtigen Sätzen heran. Der riesenhafte Rachen klaffte auf. Röchelnde Laute quollen heraus.

Der Höllenengel hinter dem Ghoul taumelte. Er kam nur mühsam auf die Füße. Mike hetze seitwärts weg, um ebenfalls freies Schußfeld zu bekommen.

Damona spannte den Bogen. Es ging schwer. Die Waffe war in der Hölle geschmiedet worden. Sie war eine Spezialanfertigung für den Fürsten der Höllenengel. Nur er konnte sie spannen, denn er hatte die nötige Kraft dazu.

Damona brach der Schweiß aus.

Sie mußte es schaffen! Sie mußte…

Wie in Zeitlupe sah sie den Ghoul heranwalzen. Das schwarze Blut

pumpte hektisch unter der bleichen Haut.
Noch drei Yards. Der Ghoul grunzte und streckte bereits seine Pranken vor. In einer hielt er ein Beil.
Noch immer befanden sich die beiden Dämonen in einer Reihe hintereinander.
Da spürte Damona die KRAFT des Hexendämons Yakaal in sich.
Aber sie brauchte sie nicht.
Sie konnte den Bogen auch so spannen. Bis an ihre Wange zog sie den schwarzen Pfeil zurück!
Scharkan, der Ghoul, sprang! Wie ein riesiger, bleicher Ballon hing sein aufgedunsener Schädel plötzlich vor ihr – und genauso zerplatzte er auch, als der schwarze Pfeil durch ihn hindurch fuhr…
Und ein paar Yards weiter hinten den Höllenengel ebenfalls mitten ins Gesicht traf. Der Ghoul sank in die Knie und löste sich auf.
Schleimige, ölige Wolken faserten hoch. Und auch den Höllenengel hatte es jetzt endgültig erwischt.
Gegen den eigenen, in der Hölle geschmiedeten Pfeil hatte sein Helm keinen Schutz geboten.
Wie durch Butter war die Spitze durch das Metall gefahren – mitten hinein ins Zentrum seiner dämonischen Existenz. Damona glaubte es erst, als sie sah, wie sich der riesenhafte, muskulöse Körper zu zersetzen begann. Wie Schwefeldämpfe hochwogten und die schwarze Rüstung auf der Brust einsank, als gebe es darunter plötzlich kein Fleisch, keine Knochen, keinen Halt mehr.
Zuckend bewegte sich Chan noch immer. Seine Hand tastete über den Boden. Mike war bei Damona. Die Magnum hielt er im Combat-Anschlag.
Da ließ Damona den zweiten und gleich darauf den dritten schwarzen Pfeil von der Sehne schnellen. Der Höllenengel war ein grausamer Gegner gewesen. Aber sie wollte ihn nicht länger als unbedingt nötig leiden lassen.
Das Monstrum zerfiel.
Nicht einmal die schwarze Höllenrüstung blieb übrig, denn auch sie zersetzte sich in den gärenden, brodelnden und zischenden Auflösungsprozessen, die den dämonischen Körper fraßen.
»Wir haben ihn«, flüsterte Mike. »Wir haben ihn tatsächlich.«
Regen prasselte in ihre Gesichter und schwemmte den Schweiß weg und verklebte die Haare. Damona ließ den Bogen sinken. Er zerbröckelte wie morsches Holz in ihrem Griff.

***

Angewidert ließ sie los.
»Gehen wir«, sagte sie rauh.
Captain Myers kam ihnen bereits entgegengewieselt. Ein knorriger

Ast, der aus der dunklen Friedhofserde ragte, beendete seine Helden-Kür. Er stolperte und landete auf dem, was er bisher immer so zackig hochgehalten hatte – nämlich seiner Nase.

Damona und Mike wechselten einen ergebenen Blick und gingen zu dem im Dreck liegenden CIA-Mann hin.

Unterwegs stoppte Damona kurz. Ein kaltes Gleißen hatte ihre Aufmerksamkeit geweckt. An der Stelle war es aufgeblitzt, an der Scharkan, der Ghoul vom Galgenberg, sein dämonisches Dasein ausgehaucht hatte.

Auch von dem Ghoul war nichts übrig geblieben als eine schleimig glänzende Fläche, die aber jetzt bereits vom Regen davongewaschen wurde. Aber im Zentrum dieser Fläche lag etwas – lag ES! Damona spannte sich an. Sie hatte sich schon gefragt, was aus Asyhra, der dämonischen Hexenherz-Präsenz, geworden war.

Jetzt wußte sie es.

Sie schluckte hart. Dann hielt sie Mike die offene rechte Hand hin.

»Gib mir die Magnum«, bat sie tonlos.

Er gab sie ihr.

Damona umspannte den Griff der klobigen Waffe mit beiden Händen, zielte kurz – und drückte dreimal rasch nacheinander ab. Im aufzuckenden orangen Licht des Mündungsblitzes leuchteten Mikes und Damonas Gesichter hart auf. Die Kugeln hieben in das schwarze, steinerne Herz, das vor Damona im Dreck lag.

Das Herz zersplitterte. Funken stoben davon. Splitter regneten hoch und sanken wieder zu Boden. Eine Aura unendlicher Einsamkeit puffte hoch. Damona atmete tief durch. Als sich ihre geblendeten Augen wieder an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah sie, wie sich der Splitterstaub, der von dem Hexenherz übriggeblieben war, langsam kräuselte. Und wie von unsichtbaren Händen zusammengekehrt wurde.

»Es gehört jetzt ganz und gar dir, Damona«, wisperte Floras Stimme in ihrem Verstand. »Nimm es. Und lerne irgendwann, damit umzugehen. Von Asyrha droht dir keine Gefahr mehr. Ihr Geist ist von Scharkan dermaßen verstümmelt worden… Er lebt nicht mehr. Jedenfalls nicht mehr so, wie bisher. Nimm …« Dann verhallte die leise, sanfte Stimme des Traumgespenstes.

Damona sah Mike an. Er hatte die Stimme auch gehört, das zeigte sein ergebener Gesichtsausdruck deutlich. »Die Freundin eine Hexe, die Verbündeten Geister, die Gegner Dämonen… Naja. Nimm das Ding endlich. Mir ist kalt. Und hier regnet’s, falls du das nicht mehr bemerkst, weil dir schon Kiemen gewachsen sind!«

Damona starrte zu Boden. Dort formte sich das steinerne Hexenherz soeben neu. Die Splitter vereinten sich, wurden wieder zusammengepreßt, wurden wieder ein Ganzes.

Damona bückte sich und hob das schwarze, steinerne Herz auf…

***

Von dieser Stunde an war Captain Myers wie umgewandelt. Die Höflichkeit und der Respekt in Person. Er konnte gar nicht genug kriegen davon, Damona King und Mike Hunter zu umsorgen wo es nur ging. Das wurde ihnen bald mindestens so lästig wie sein anderes Benehmen.

Sie blieben noch zwei Tage in Katmandu, allerdings in Harrison Valleroys und Liza Mitchells und Pfarrer Ang Dawans Gesellschaft.

Sie erfuhren von Nakua Hua Sems grausamem Schicksal. Dann aber unterhielten sie sich über andere Dinge und genossen auch die Sehenswürdigkeiten der großen Stadt.

Als der Abschied kam, versprachen sie, sich einander bald wieder zu treffen. Diesmal in Schottland, auf King's Castle.

Captain Myers sorgte dafür, daß sie Ersatz-Papiere bekamen.

Am Abend des zweiten Tages telefonierte Damona mit Henry.

»Wir kommen nach Hause«, sagte sie dem braven Butler, der aus allen Wolken fiel, als er hörte, wo sie steckten.

»Ja, Miß«, keuchte er.

»Sei doch nicht so steif, Henry! Freu dich endlich mal wie ein normaler Mensch!«

»Ich bin Ihr Butler, Miß!«

»Für mich bist du mehr, und du weißt das, du alter Dickschädel!« fauchte sie.

»Sehr wohl, Miß.«

Henry war eben durch und durch Butler, da biß die Maus keinen Faden ab. Aber er war auch eine Seele von einem Mann.

»Sag Ben Murray und Laurinda und all den andern Bescheid.«

»Ja, Miß.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das gibt's nicht«, brummte sie dann ergeben.

»Ich – ich freue mich«, kam es da zaghaft vom anderen Ende der Welt zurück. Und jetzt erlaubte sich der steife Henry doch tatsächlich so etwas wie Rührung. »Ich kann's bloß einfach noch nicht glauben. Kommen Sie gesund heim. Und bald… Ich wir …«

Da wurde die Verbindung unterbrochen. Damona legte bedächtig auf. Sie wählte King's Castle kein zweites Mal mehr an. Dafür aber um so entschlossener den Flughafen von Katmandu. Die nächste Maschine nach Hause startete in zwei Stunden.

EPILOG

Auf King's Castle geschah in dieser Nacht ein Jahrhundertereignis!

Der sonst so steife und disziplinierte Butler Henry, von allen als der gute Geist von King's Castle bezeichnet, machte seinem Spitznamen

endlich einmal alle Ehre!

In wirklich bester Geistermanier geisterte er durch die langen und ehrwürdigen Korridore und Hallen. Und dabei veranstaltete er einen Höllenradau aus heiterem Gröhlen und energischen Jubelrufen.

Kein Wunder. Er hatte sich endlich überwunden und die gute Nachricht würdig gefeiert. Mit einer ganzen Flasche erlesenstem Champagner. Oder waren es zwei gewesen? Oder drei? Auf jeden Fall war er jetzt dementsprechend sternhagelvoll. So sternhagelvoll, daß er sogar die alten, verstaubten Ritterrüstungen im Ahnensaal mit Lord und Lady Haxlethort ansprach und einen Diener vor letzterer produzierte, der schlicht sehenswert war.

Dieser Knicks war eine Mischung aus grotesker Verrenkung, Schreckenslaut und abruptem Sturzflug.

Der gute Henry landete auf dem Boden. Und dort hätte er seinen Rausch auch ausgeschlafen, wenn ihn nicht zwei der Küchenmädchen geholt und zu Bett gebracht hätten.

Die böswilligen Gerüchte, die am nächsten Morgen auf King’s Castle kursierten und unter anderem behaupteten, er habe im Schlaf God shave the Queen gejodelt, strafte er mit Verachtung. Glücklicherweise gab es eine Menge zu tun. Damona King kehrte heim.

Und er scheuchte das Personal wie in seinen besten Zeiten. Ein Kunststück. Mit dem Brummschädel.

ENDE des Vierteilers